

MINIATUR.

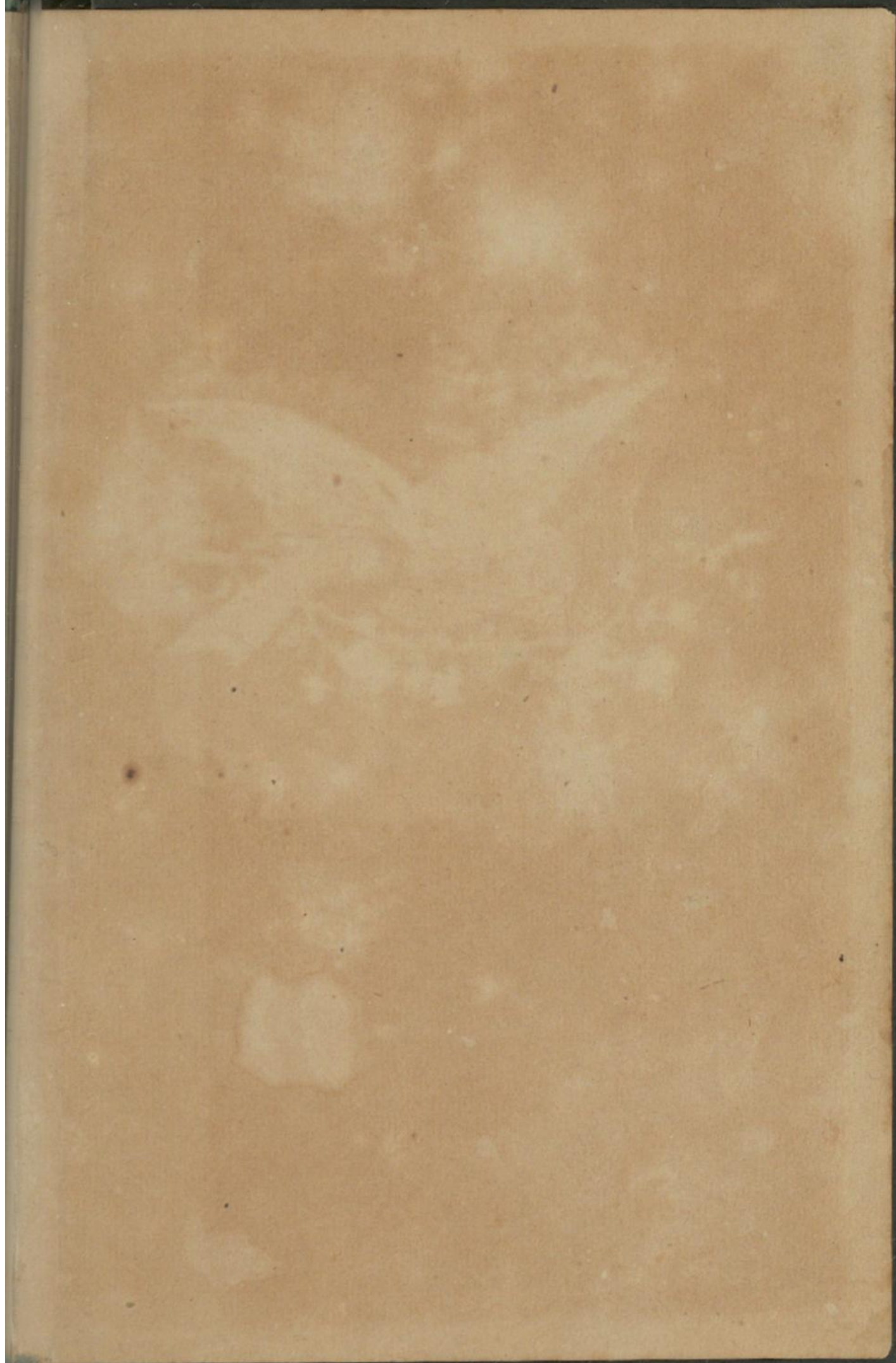
II

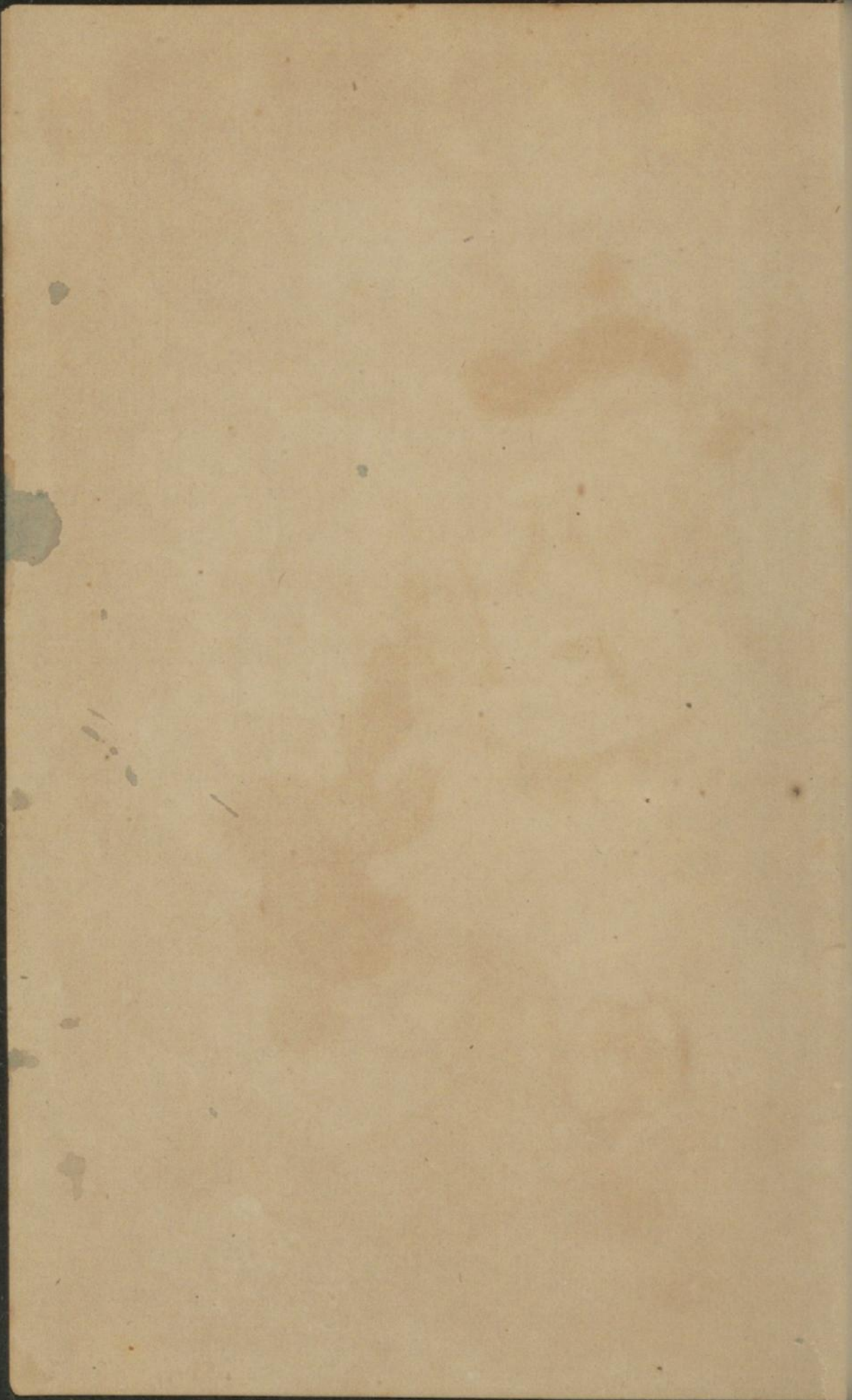
BIBLIOTHEK

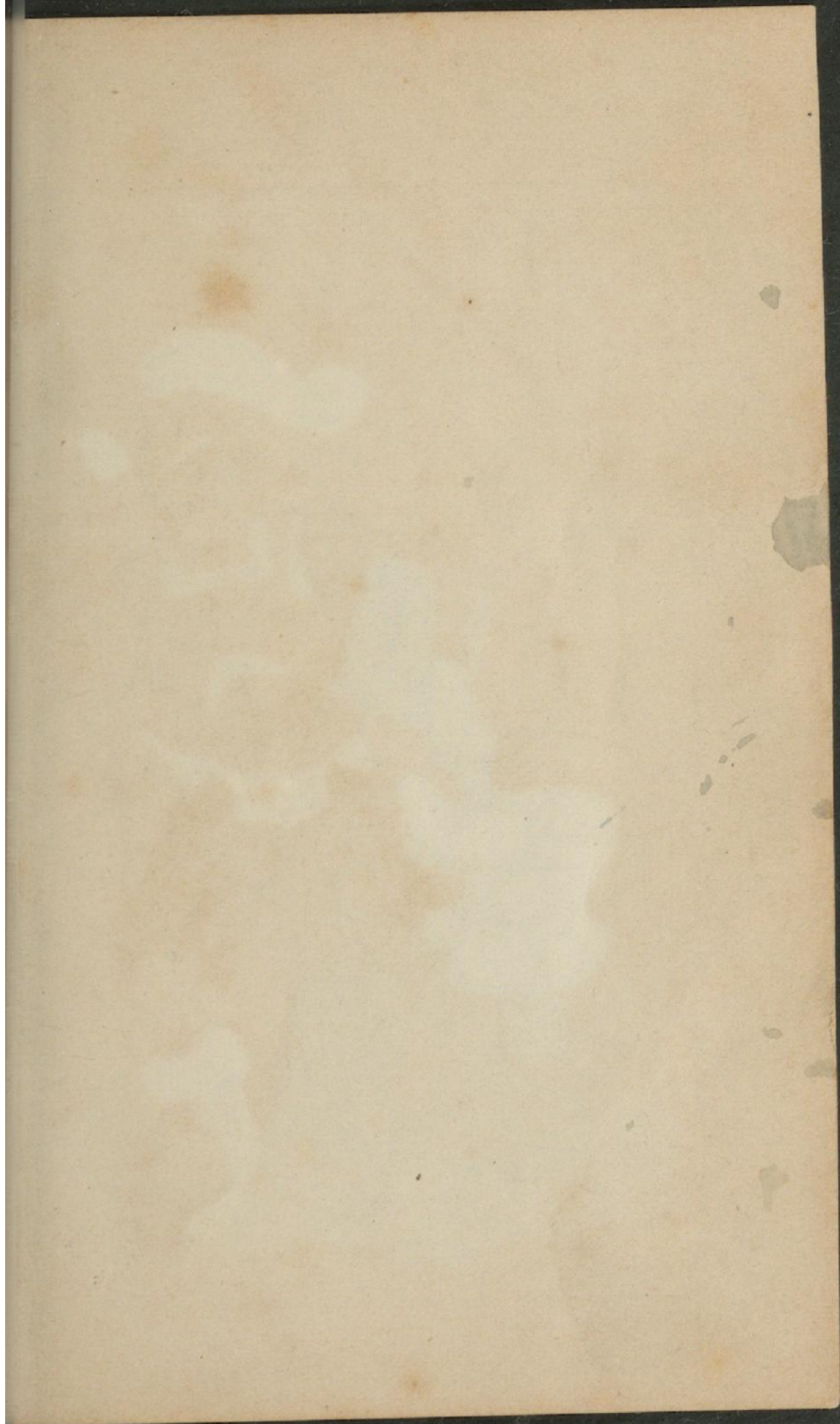


Mainz, Verlag von Jos. Scholz











Miniatur-Bibliothek.

Das Weihnachtskripplein.

Das arme Mädchen von Kirchweiler.

Jeremias Klatt.

Israel Hartmann.

Christian Gottlieb Williardts.

„Fru Gräfin, brukt Se ok Nachboarn?“

Die sanfte Stimme.

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast.

Ein Seebild.

Die Heldin.

M a i n z.

Verlag von Joseph Scholz.

II.

Scholz 620 ..



2022-173, 177

I.

Das Weihnachtskripplein.

Am 23. December 1471 trat Anna von Adelsheim, eine fromme Burgfrau, bei Anbruch des Abends in ihre Kinderstube, wo alsbald ihre Kleinen sie mit der Frage bestürmten: was wird uns dießmal der heilige Christ bescheeren? — Gebt euch für heute zur Ruhe, antwortete sie freundlich, morgen will ich euch etwas davon erzählen, und gewohnt, den Worten der geliebten Mutter ohne Widerrede zu folgen, legten sie sich sofort auf ihre Bettlein nieder und die Burgfrau konnte ungestört aus einer alterthümlichen Kade etwas hervorlangen, das wie das reinste Silber glänzte. Es war ein Weihnachtskripplein, das einer ihrer tapfern Voreltern auf dem Kreuzzug nach dem gelobten Lande von einer Armenierin zum Danke dafür bekommen hatte, daß er sie vor der Mißhandlung roher Krieger

beschützt hatte, und das seitdem als das kostbarste Kleinod der Familie bewahrt worden war. Dieses Kripplein wollte sie nun sammt den dazu gehörigen elfenbeinernen Figuren ihren Kindern auf Weihnachten zurichten, indem sie sich dessen erinnerte, wie große Freude ihr einst das Kripplein bereitet, als es ihr zum erstenmal an einem heiligen Abend war aufgestellt worden. Während nun Frau Anna eifrigst damit beschäftigt war, ein kleines neues seidenes Kissen für die Krippe und neue Kleidungen für die Figuren anzufertigen, trat ihr Gemahl ins Zimmer und wollte sie zuerst schelten, daß sie sich mit diesem Spielzeug beschäftigte, statt daß sie bei seinen Gästen hätte bleiben sollen, die zu einem frohen Trinkgelage versammelt gewesen. Als sie ihm aber sagte, daß sie diese Sachen für die Kleinen auf Weihnachten herrichte, gab er sich zufrieden, denn er hatte seine Kinder lieb, und wollte ihnen gerne eine Freude bereitet sehen, hörte auch mit großer Theilnahme die Geschichte des Krippleins, die ihm Anna ausführlich erzählte, und wollte nur in ihren

Glauben einigen Zweifel setzen, daß, wie jene Armenierin ihrem Ahnherrn gesagt, an dem Besitz dieses Krippleins das Glück ihrer Familie geknüpft sei. Doch nur zu bald sollten beide inne werden, daß eben doch etwas Wahres an dieser Voraussetzung sei; denn als den folgenden Abend Anna das Werk weiter fortsetzen wollte, fand sie das Kripplein nicht mehr vor, und es ergab sich, daß ihre Kindeswärterin sich in der Nacht hereingeschlichen, das Kripplein entwendet und mit demselben das Schloß verlassen hatte. Alle Bemühungen, sie und das Kripplein wieder aufzufinden, waren zur tiefen Bekümmerniß der Burgfrau und ihres Mannes vergebens. Das aber war nur der Anfang ihrer Trübsal. Wenige Tage darauf kam Friedrich der Siegreiche von der Pfalz in die Gegend, um die Ritter zu züchtigen, welche sich seit einiger Zeit erlaubt hatten, von ihren Burgen herab die im Tauber- und Jartthal vorübergehenden Reisenden zu überfallen und zu berauben. Zunächst hatte er es auf den Raubritter zu Dörzbach abgesehen; als er aber schnell mit diesem fertig war, so zog er

weiter nach Wachbach, wo Simon von Adelsheim mit seinen Verwandten hauste. Er selbst hatte zwar persönlich keinen Antheil an den Raubzügen genommen, welche zwei andere hier wohnende Ritter ausgeführt, aber er hatte doch das Unwesen geduldet und wohl auch mit von dem Raube gelebt, den sie heimbrachten. Oft und viel hatte ihn seine fromme Gemahlin gebeten, er solle doch davon ablassen, solle lieber von der Burg wegziehen, als durch Theilnahme an solcher Ungerechtigkeit Fluch und Verderben auf seine Familie zu laden, aber sie hatte kein Gehör mit ihren wohlgemeinten Vorstellungen gefunden, und jetzt brach auf einmal herein, was sie immer vorhergesagt, ihr Gemahl aber niemals hatte glauben wollen. Sobald die Ritter auf Wachbach bemerkten, daß es Friedrich auch auf sie abgesehen hatte, verwahrten sie ihre Burg auf's Beste, und in der Meinung, sie würde im Stande sein, siegreichen Widerstand zu leisten, gaben sie der Aufforderung sich zu unterwerfen, kein Gehör, obwohl Anna auf's dringendste bat, sie möchten doch die Gelegenheit, auf gute

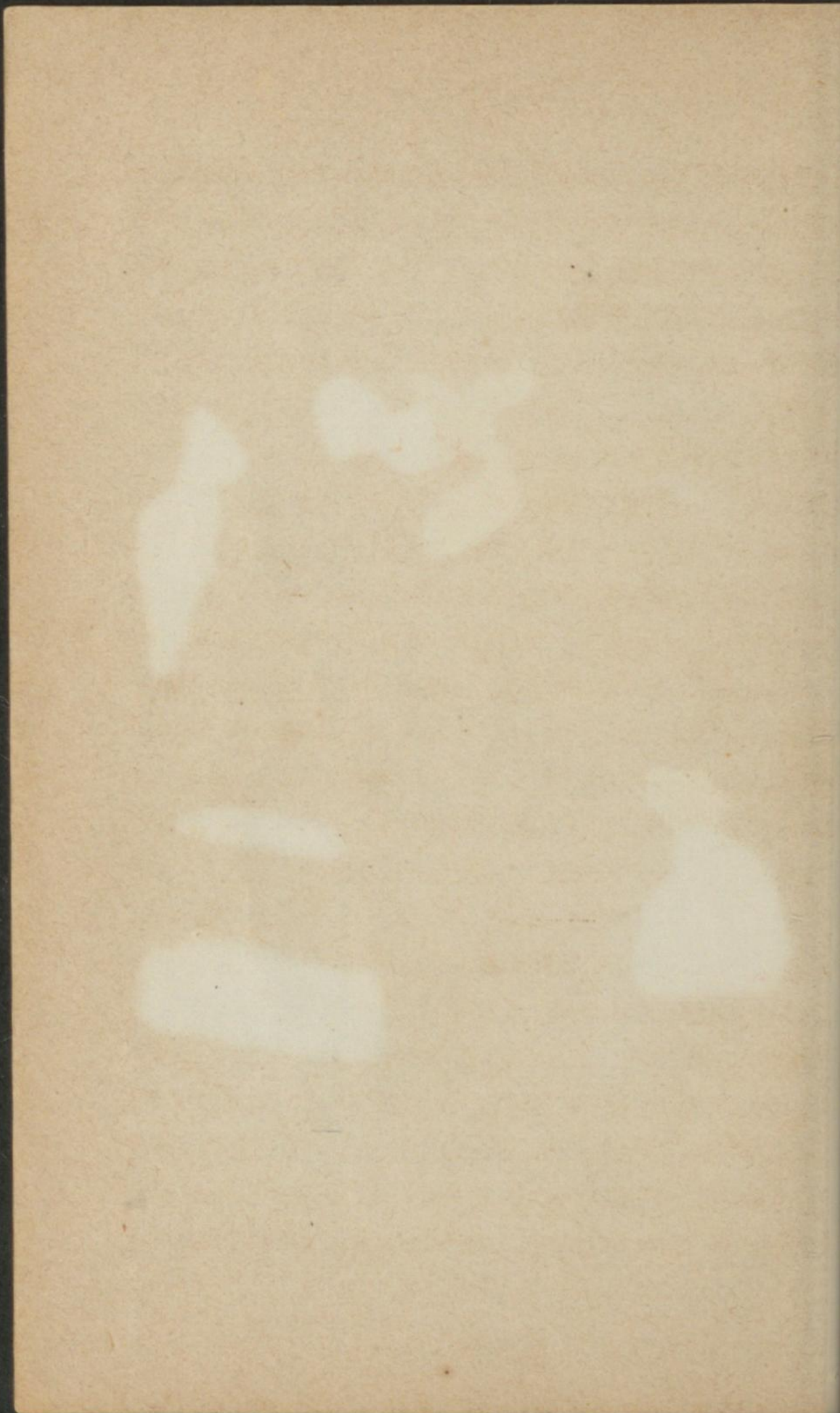
Bedingungen hin capituliren zu können, nicht versäumen, im Gegentheil wurde den Pfälzern die höhnische Antwort: „Kommt nur, wir wollen euch so heimschicken, daß ihr noch lange an die Franken denken werdet!“ So ritt denn der Herold mit den Trompetern, die zum Capituliren aufgefordert, ganz unverrichteter Dinge wieder zurück und der schwere Kampf begann. Wohl fochten die Ritter wacker an der Spitze ihrer Leute, aber sie konnten der Uebermacht des Feindes nicht widerstehen; die Pfalzgräfschen erstiegen die Mauern und vertrieben die Vertheidiger von ihren Zinnen. Der letzte, der dem Andrang der Feinde wehrte, war Simon von Adelsheim, aber ein gewaltiger Hieb machte seine Hand kraftlos, er ließ das Schwert sinken und mußte sich gefangen geben. Während die Feinde in die Burg eindrangen, lag Frau Anna in der Kinderstube mit ihren Kleinen auf den Knien und betete um Abwendung des Verderbens. Als jedoch das Geschrei der Sieger in den Burghof drang, da sprang sie auf und eilte der Thüre zu, hinab in den Hof. Da stand ihr Gemahl gebunden

und gefesselt, er blutete aus vielen Wunden. Sie umschlang ihn, als er weggeführt werden sollte, und hielt ihn fest unter Weinen und Klagen. Auch die Kinder kamen herbei, und weinten und schrieten um den gefesselten Vater. Wunderbar wirkte dieser Auftritt auf die Krieger, welche eben noch heutigierig über die Mauern gedrungen waren; keiner gedachte der Beute, sondern alle standen voller Rührung um die Weinen den und Klagen den. Nach dem Gebot des Pfalzgrafen sollte Simon von Adelsheim als Gefangener in die Pfalz abgeführt werden, aber der Hauptmann Ruz Schott nahm es auf sich und gab dem Burgherrn Erlaubniß, in seiner Beste zu bleiben, die er alsbald von einem Theil seiner Leute besetzen ließ, mit dem ausdrücklichen Gebote, daß alle Habe in der Burg unangetastet bleiben sollte. Doch sollte Simon die Schwelle seines Gemaches nicht überschreiten, bis weiterer Befehl von dem Pfalzgrafen aus Heidelberg käme. Darauf ließ Schott, der großmüthige Sieger, alles zu seinem Abzug bereiten; ehe er aber wegging, trat Frau Anna vor ihn, und bat ihn flehentlich,

bei dem Pfalzgrafen Fürsprache für ihren Gemahl zu thun, der ja nie an dem Treiben der räuberischen Ritter auf Wachbach persönlich Antheil genommen habe. Ich will es thun, euch und euern Kindern zu lieb, sprach der Edle, und daß Ihr sehet, wie gut ich gegen euch und die Euringen gesinnt bin, so nehmet dieses hier, das ihr wohl kennen werdet, einer meiner Leute hat es in meine Hand gelegt, um es euch als der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückzustellen. Bei diesen Worten reichte er der Burgfrau das silberne Weihnachtskripplein hin. Mit einem Freuderuf nahm sie das so theure Kleinod aus des Hauptmanns Händen; sie hielt es kaum für Wirklichkeit, daß das so schmerzlich Vermißte wieder in ihrem Besitze war. Mit Freudethränen in den Augen sprach sie den innigsten Dank des Herzens gegen den edelgesinnten Mann aus. — Wie war aber das Kripplein in seine Hände gekommen? Das war so zugegangen. Als seine Kriegsleute vor Dörzbach herzogen, da waren ihrer etliche auch nach dem kleinen Dörflein Billstadt gekommen, wohin die Wärterin, welche das Kleinod ent-

wendet, sich geflüchtet hatte. Sie fragten nach Geld und Geldeswerth, und stießen dabei auf diese von ihrem Gewissen gepeinigte Person, welche mit bleichem Angesicht dastand und mit ihren zitternden Händen das Kleinod festhielt, aber bald merkte, daß sie das sündhafter Weise Erworbene wieder hergeben mußte. Als ihr nun einer der Ritter das Kripplein aus den Händen wand, sagte sie, nehmt es nur, wenn es so fein soll, aber das sage ich euch, es lastet ein Fluch darauf. Ich habe es der Burgfrau von Wachbach gestohlen. Bringt es ihr wieder, oder sehet zu, wie es euch ergehen wird! Diese Worte verfehlten ihren Eindruck auf das Herz des Mannes nicht, er übergab seine Beute dem Hauptmann Schott, erzählte ihm, was die Frau ihm gesagt, und so kam es, daß Frau Anna das Entwendete wieder zurück bekam. Diese war nun zwar hocherfreut darüber, aber ihre Freude ward doch dadurch mächtig gedämpft, daß sie immer noch in Besorgniß schwebte, der Pfalzgraf möchte über ihren Gemahl Schweres verhängen. Während sie nun so zwischen Furcht und Hoffnung





schwebte, kam der heilige Abend heran und sie konnte ihren Kleinen die versprochene Christfreude nicht vorenthalten, sie wollte sich mit ihnen freuen, obwohl ihr Herz noch voll Trauer war. So bereitete sie denn mit großem Fleiße alles zu, was zu dem Weihnachtskripplein noch gefehlt hatte. In dem Gemach, in welchem der gefangene und verwundete Gemahl traurig und düster in dem Lehnstuhle saß, richtete sie in der Dämmerung die Bescheerung still und geheim zu, daß er kaum etwas merkte, auch die Kinder waren so lange entfernt worden, bis sie ihnen ein Zeichen zum Eintritt geben würde. Jetzt stand das blanke, silberne Kripplein auf dem Tische und die elfenbeinernen Figuren waren in schöner Gruppierung um dasselbe herumgestellt. Ueber dem allem aber breitete ein Weihnachtsbaum, behängt mit Gaben aller Art, die Nester aus. Mit rascher Hand zündete die liebende Mutter die Lichtlein an, und gab dann den Kindern mit einem hellen Glöcklein das Zeichen zum Eintritt. Da ging die Thüre auf und mit einem Freuden- geschrei sprangen die Kinder der Bescheerung

zu, und umringten das Tischlein mit Jauchzen und Jubeln. Doch vor allem richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf das noch nie gesehene Weihnachtskripplein und hörten aufmerksam auf die Mutter, wie sie die Bedeutung des Kleinods erklärte. Da erhob sich endlich auch Herr Simon von seinem Lehnstuhle und ging dem Tische zu, um den die frohen Kinder standen; jetzt erhellte sich auch sein zuvor düsterer Blick; denn das Unglück, das in der letzten Zeit auf ihn gekommen, hatte ihn tief darniedergedrückt. Die Burgfrau deutete auf das Weihnachtskripplein, welches er mit Staunen betrachtete, denn er wußte zuvor nicht, daß es wieder in die Hände seiner Gemahlin gekommen war. Sieh her, mein Gemahl, sprach Frau Anna, wie wir doch so reich sind, obgleich wir nur noch wenig von dem besitzen, was wir zuvor unser Eigenthum nannten; sieh wie innig unsere lieben Kindlein sich freuen und sieh dieses Kripplein an, das Zeichen von dem, in welchem aller Reichthum der Welt uns bescheert ist. So wollen wir uns mit einander freuen, und durch nichts in unserer Freude uns stören

lassen. Auch vermehrt soll sie noch werden, rief eine Stimme, die ihnen Beiden ganz unerwartet sich hören ließ. Ein Ritter in glänzendem Harnisch war ganz unbemerkt in das Gemach getreten, und hatte bis dahin in stiller Freude der rührenden Scene zugesehen. Es war der Hauptmann Ruz Schott, der eine freudige Kunde brachte. Er trat zu dem Tische und legte eine Pergamentrolle auf das Kripplein mit den Worten: dieß zur Christbescheidung für den Ritter von Adelsheim, eine Urkunde von dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz ausgestellt, des Inhalts, daß Simon für unschuldig erkannt, und die ganze Burg Wachbach zu einem erblichen Mannslehen von der Pfalz erhalten solle. Hallelujah! rief die Burgfrau aus und sagte zu ihrem Gemahl: Siehst du jetzt, daß mit dem Kripplein auch Heil und Segen wieder zu unserem Hause zurückkehrt! — Ritter Simon baute nun schnell wieder auf, was durch die Belagerung an seiner Burg zerstört worden war; das vormalige räuberische Treiben hatte ein Ende und die

Herren von Adelsheim sind bis auf unsere Tage
im Besitz ihres schönen Rittergutes.

Im Kripplein liegst du Herr der Welt,
Für den zu eng das Himmelszelt;
Ein Kind, ein Säugling schwach und zart
Und Gott im Fleisch geoffenbart.

Längst eh' die Jungfrau dich gebär,
Hat dein geharrt der Väter Schaar,
Setzt seh'n die Weisen deinen Stern,
Der Engel Heer preist dich als Herrn.

Kurz wird dein Erdenwallen sein,
Dein Ende Schmach und Todespein;
Doch dann beginnt am dritten Tag
Dein Sieg, den Niemand hemmen mag.

Bald wird auf Erden weit und breit
Klar deines Namens Herrlichkeit,
Und nach Beruf und Gnadenwahl
Wird voll der Auserwählten Zahl.

Die Heiden, die Gott nie gekannt,
Sind liebe Kinder nun genannt.
Zulezt, zulezt auch Israel
Befehrt sich zum Immanuel.

Wann abermal du kommen wirst,
Kommst du als Held und Siegesfürst.

Gott machst du alles unterthan,
Erfüllt ist Gottes Liebesplan.

Dann ist die Menschheit um und um
Nun worden Gottes Heiligthum,
Und Erd' und Himmel selbst erneut,
In dir sich Gottes ewig freut.

So wundervoll bist du, so groß,
O Kindlein in der Mutter Schooß,
O Kindlein, deß die Magd genas,
Die Keine, die sich Gott erlas.

In's Elend sank die erste Welt,
Doch weil dieß Kind sich eingestellt,
So sehen wir sie bald verklärt,
In Herrlichkeit, die ewig währt.

O Nacht, die uns dieß Kind gebracht,
Du bist's o heilige Weihenacht,
Die jenem Tag es abgewann,
Da Gottes Hand die Welt entrann.

J. G. J. Köhler.



II.

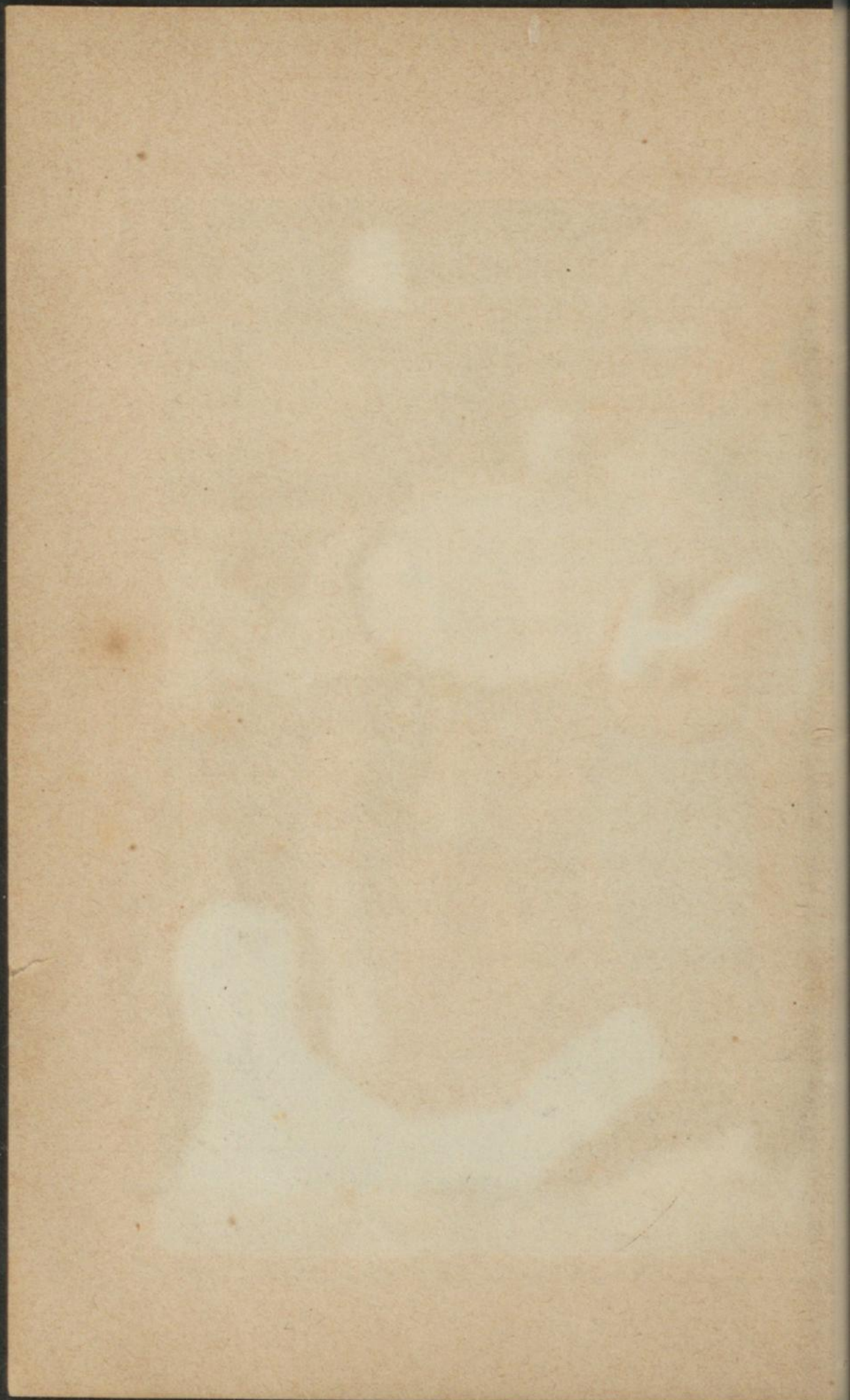
Das arme Mädchen von Kirchweiler.

Vor etwas mehr als hundert Jahren lebte zu Alßweiler in Lothringen ein Kornhändler, der, als sein Handelsgeschäft hinter sich ging, sich genöthigt sah, seine kaum erst sieben Jahre alte Maria seinem Schwager Lorenz Metzger in Kirchweiler in die Kost zu geben, aber so, daß das kleine Kind sein Brod durch das Hüten der noch kleinern Kinder ihres Oheims verdienen sollte. Wäre derselbe ein guter mitleidiger Mann gewesen, so hätte das vielleicht gehen mögen, aber er war eigennützig und hart und seine Frau noch härter und roher als er; so kam es denn, daß die arme Maria in eine sehr traurige Lage gerieth. Da sie unmöglich leisten konnte, was man von ihr erwartete, so mußte sie fortwährend die bitterste Unzufriedenheit mit ihren Leistungen empfinden; sie bekam nicht nur sehr magere und unzu-

reichende Kost, sondern wurde fast täglich auf die unbarmherzigste Weise geschlagen. Als sie gegen 10 Jahre alt war, sollte sie im Sommer 1743 Garben vom Felde heimtragen, und weil eben ein schweres Gewitter aufstieg, lud ihr der Better so schwer auf, daß sie unter der Last alle drei Schritte zu Boden sank, und als sie endlich die Scheuer erreicht hatte, vor Erschöpfung zusammen brach und nicht mehr aufstehen konnte. Der Better kam dazu, erklärte in seinem Zorne ihr Daliegen für Bosheit, trat sie mit Füßen und schleuderte sie wie einen Ball hin und her. Sie verlor darüber alle Besinnung und erst der heftige Schmerz, den sie an der Seite empfand, auf welche er sie am meisten getreten hatte, brachte sie endlich wieder zum Bewußtsein; jetzt fühlte sie sich aber zu schwach um aufzustehen, und konnte nur dadurch in's Trockene kommen, daß sie mit vieler Mühe auf Händen und Füßen nach einem Stalle kroch. Um die Stelle zu erreichen, wohin sie eigentlich gelangen wollte, mußte sie einige Stufen hinaufklimmen, und um diese zu erlangen, hielt sie sich an einem

auf der Seite liegenden Bund Stroh. Dieser gab aber nach und es fiel ein solcher Haufen Stroh über sie her, daß sie kaum noch so viel Luft behielt, um Athem schöpfen zu können. In dieser Lage verbrachte sie ganz hülflos vom Montag bis Mittwoch Abend, 2mal 24 Stunden, bis endlich ihre 80jährige Großtante sie hier nach langem Suchen auffand, welche durch das Gefnister des Strohs auf die Stelle aufmerksam geworden war, wo sie lag und nachdem sie das Stroh auf die Seite geworfen hatte, das in seinen durchnässten Kleidern ganz erstarrte Kind auffand. Sein jammervoller Anblick rührte sie so, daß sie lange weinend neben ihm sitzen blieb, bis sie Anstalt traf, das Mädchen wieder in's Freie zu bringen. Sie trug sie mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte zu ihrem Sohne, und sagte ihm: ich habe so viel Mühe an dich gewendet, nun aber muß ich es erleben, daß ich einen Mörder an dir erzogen habe! — Er schwieg dazu stille; seine Frau aber antwortete in höhnischem Tone: „Es ist ja gut, daß sich der verlorne Groschen wieder gefunden hat.“ Maria war von dieser





Zeit an völlig contract, konnte in den ersten vier Wochen kein lautes Wort mehr reden und wurde am ganzen Leib so steif, daß sie kein Glied mehr bewegen konnte. Niemand aber dachte daran, ihr durch ärztliche Pflege zurecht zu helfen. Nicht einmal die nöthige Nahrung wurde ihr gereicht, und wenn nicht der kleine Knabe, dessen Liebe sie sich als Kindsmädchen erworben hatte, sich ihrer erbarmt und zuweilen einen Bissen Brod oder einen Teller Suppe mit ihr getheilt hätte, so hätte sie Hungers sterben müssen. Die harten Pflegeeltern glaubten jeden Tag, es werde der letzte ihres Lebens sein, und setzten sie, damit die Leute doch sähen, daß sie ihr etwas zu Liebe thun, häufig wenn die Sonne warm schien, vor das Thor des Orts, an trübten Tagen aber hatte sie ihren Aufenthalt in einem viereckigen Kasten hinter dem Ofen. Hier mußte sie oft von einem Abend bis zum andern unbeweglich sitzen bleiben, und wenn sie je einmal auf ihr flehentliches Bitten heraus genommen wurde, so faßte sie die Base an ihrem krummen Arme und riß sie heraus. Dieser unbeschreibliche Jammer,

der vier volle Jahre dauerte, hatte für Maria die gute Folge, daß er sie antrieb, ihre Hülfe bei Gott zu suchen und sich um das Eine Nothwendige zu bekümmern. Sie wurde unter der täglichen Erwartung eines baldigen Todes sehr besorgt um ihre Seligkeit, und weinte und betete oft und viel zu dem HErrn Jesu, Er möchte doch sich ihrer armen Seele erbarmen und sie um Jesu willen in Gnaden zu sich in den Himmel nehmen. Auch hiebei kam ihr jener kleine Knabe sehr wohlthuend zu Hülfe. Er las ihr fleißig aus der Bibel und insbesondere aus der Leidensgeschichte vor, nachdem er vernommen hatte, daß dieß ihr das allerliebste sei. Sie hörte oft unter vielen Thränen, was er ihr vorlas; der Trost des Evangeliums drang immer tiefer in ihr Herz ein, und unter der Gnadenleitung des heiligen Geistes wurde sie immer näher zu ihrem Heilande hingezogen. Am 23. April 1747 saß sie wieder nach ihrer Gewohnheit unter dem Thor und der Knabe war wieder bei ihr, so wie einige seiner Geschwister. Ihr Herz war dießmal von ungewöhnlicher Wehmuth erfüllt, und das Sehnen

nach Erlösung war dringender als je. Sie bat den Knaben, ihr wieder etwas vorzulesen. Er las dießmal vor die Wunderheilungen des HErrn, und Maria ward dadurch mächtig bewegt. Vor allem fiel ihr die Geschichte des Mannes mit der verdorrten Hand (Luc. 6, 6.) auf und warf den ersten Schimmer der Hoffnung in ihr Herz: der treue Heiland werde auch ihr Elend ansehen, da sie ja von aller menschlichen Hülfe entblößt sei. Bei näherer Betrachtung der Geschichte steigerte sich diese Hoffnung je mehr und mehr, ihr stilles Sehnen und Seufzen ging in lautes Gebet über, so daß sie endlich laut ausrief: o mein Jesu, sei du doch auch mein Arzt, wenn du mir hilfst, so will ich von nun an ganz Dir leben! Nachdem sie einmal angefangen hatte, so zu beten, konnte sie gar nicht mehr aufhören, denn es war ihr unaussprechlich wohl dabei, und es war ihr, als ob sie das Amen auf ihre Bitte bereits in ihren Ohren schallen hörte. Und was geschah? Während sie so glaubensvoll betete, regte sich zum ersten Mal wieder einiges Leben in ihrer rechten Seite. Diese

Empfindung durchzog nach und nach ihren ganzen Körper, während zugleich ein Gefühl unbeschreiblicher Seligkeit ihr Herz durchwallete. Es dünkte ihr, als stünde der Heiland mit helfender Hand lebendig bei ihr. Da versuchte sie es, zuerst nur ihre rechte Hand, welche ganz gekrümmt auf der Hüfte lag, ein wenig in Bewegung zu setzen, und siehe da, es gelang ihr, dieselbe nach und nach auszustrecken; dann versuchte sie es mit dem Kopfe, welcher schief auf der rechten Achsel hieng, und da auch dieser wieder beweglich war, und sie ihn gerade aufzurichten vermochte, versuchte sie es auch mit dem linken Arme, und endlich zu ihrer unaussprechlichen Freude mit den Füßen, welche kreuzweise über einander lagen. Es gelang auch, diese wieder in Bewegung zu setzen. Kurz, nach Verlauf einer halben Stunde stand sie zwar noch immer zitternd, aber doch ganz gerade wieder da. Darüber war sie voll Verwunderung, Freude und Beschämung. Ihr kleiner Vorleser aber und die andern Kinder, die um sie her waren, sahen anfangs voll Bestürzung zu, endlich aber gewann die Freude

die Oberhand und sie sagten: seht doch, nun kann Maria wieder allein stehen und wieder allein essen! Eben jetzt kam ihrer Mutter Schwester vom Weinberg heimkehrend an ihr vorüber, sah sie da stehen und sprach dann mit tief bewegter Stimme: nun kannst du aber dem HErrn Jesu recht danken an diesem Tage, da er dir heute, gerade an deinem Geburtstage, dein Leben zum zweitenmal geschenkt hat, wobei ihre Augen vor Thränen übergingen. Die Kinder liefen nun voll Freude zu ihrer Mutter nach Hause und erzählten ihr, was mit Maria vorgegangen sei. Sie kam nun auch herbei, und als sie sich näherte, stand Maria auf und ging ihr einige Schritte entgegen, um sie recht herzlich und freundlich zu empfangen. Jene aber, die es viel lieber gesehen hätte, wenn sie gestorben wäre, brach in schreckliche Verwünschungen aus und sagte zu ihrem eben jetzt auch herzutretenden Manne: jetzt sieh nur, was die Marie für Sachen treibt, die steht sicherlich mit dem Teufel im Bund! Maria antwortete: ach denket doch nicht so Arges. Ich habe ja nichts anderes gethan, als zu dem

HErrn Jesu gebetet, und der hat mir geholfen! Allein obgleich die Kinder es bestätigten und sagten: wir haben's gehört; sie hat nichts anders gethan, als mit dem HErrn Jesu geredet, so glaubten es die Eltern doch nicht und sagten: so etwas soll man uns nicht weiß machen. Jesus ist nicht mehr auf der Welt und thut keine Wunder mehr u. s. w. So kam sie dann in neue Noth. Sie sollte schlechterdings bekennen, wie die Sache zugegangen sei; erzählte sie es aber einfältiglich, so glaubte man ihr nicht, und setzte ihr mit den härtesten Drohungen, ja sogar mit Schlägen zu, sie sollte nur gestehen, daß sie mit dem Teufel im Bund sei. Endlich ließ man sie gehen, unter der Erklärung, es werde sich alles schon noch herausstellen! Glücklicherweise war in Kirchweiler ein gläubiger Pfarrer Namens Bader; wie der von der Geschichte hörte, ließ er Maria zu sich kommen und erbot sich ihr Unterricht zu geben, um das während der Zeit ihrer mehrjährigen Krankheit Versäumte nachzuholen. Und da sie sich als eine recht aufmerksame und lernbegierige Schülerin er-

wies, so gewann er sie lieb und gab sich alle Mühe, sie gegen fernere Mißhandlungen zu schützen. Er besuchte zuweilen den Lorenz Metzger und redete ihm in's Gewissen, sich doch ja nicht weiter an dem armen Mädchen zu versündigen, an dem nun der Herr ein solches wunderbares Zeichen seiner Gnade gethan hätte. Das half wenigstens eine Zeitlang; außerdem fand sich in Kirchweiler noch eine andere erweckte Christin, zu der Maria zuweilen gehen durfte, und die sich ihrer recht treulich annahm, sie vor Bedrückungen schützte und ihr manches Trostwort sagte. Dessen ungeachtet hörten die Bedrückungen nicht ganz auf, sondern erneuerten sich von Zeit zu Zeit wieder; namentlich gaben dazu die Besuche bei jener Frau Anlaß, die sie öfters besuchte. Es fanden sich nämlich dort auch noch andere Gleichgesinnte ein, welche sich mit einander erbauten, und das war dem Lorenz Metzger ein großes Vergnügen. Diemeil aber Maria durch Drohungen und Mißhandlungen von dem betretenen Weg nicht abzubringen war, so versuchte er jetzt entgegengesetzte Mittel. Er

machte ihr bald diese, bald jene Gelegenheit zu weltlicher Zerstreuung und Belustigung und suchte auf diese Weise sie auf einen andern Sinn zu bringen. So hatte sie dann jetzt allerlei neue Proben zu bestehen; aber sie bewies sich auch hiebei zum großen Verdruß ihrer Verwandten außerordentlich fest und standhaft, und erklärte am Ende, als man sie durchaus zwingen wollte, an Belustigungen Antheil zu nehmen, die zu ihrem ernstesten, einzig auf Jesum ihren Heiland gerichteten Sinn nicht passen wollten, sie wollte lieber Hungers sterben, als sich dazu nöthigen lassen. Nun wurde ihr Vater herbei gerufen, um sie, wie man sagte, von ihrem schwärmerischen Troze abzubringen. Der Vater brachte noch einige Verwandte mit, auch wurden einige Geistliche aus der Nachbarschaft zu der Verhandlung beigezogen, so daß endlich eine Gesellschaft von 8 Personen beisammen war, vor der Maria erscheinen, die Geschichte ihrer Genesung erzählen und über ihren Umgang mit jener pietistischen Nachbarin Rechenschaft geben sollte. Sie erzählte alles der Wahrheit getreu mit kindlicher Einfalt und

legte vor der Gesellschaft mit getrostem Muthes das Bekenntniß ab, daß sie fest entschlossen sei, für den HErrn Jesum zu leben, der so große Barmherzigkeit an ihr gethan habe. Im Uebrigen möge es ihr nun gehen, wie es wolle.

Nachdem sie sich in dieser Weise eben so freimüthig als bescheiden ausgesprochen, erklärten sich alle Anwesende dadurch befriedigt, mit alleiniger Ausnahme ihres Vetter's, der so erbittert war, daß er nach einem Besen griff und sie damit schlagen wollte, indem er schrie: wart, ich will dir die Narrengedanken aus dem Kopfe treiben! Allein einer der Geistlichen hielt ihn an dem Arme und sagte: nicht so, Herr Metzger! Das können wir nimmermehr zugeben, daß das Mädchen auf diese Art behandelt wird, wir sind vielmehr überzeugt, daß man sie muß ungestört ihren Weg gehen lassen. Ob ihre Sache Grund hat oder nicht, das wird sich mit der Zeit ausweisen. Man kann sich an solchen Leuten schwer versündigen! In gleicher Weise sprach auch Pfarrer Bader, und dieser Verwendung hatte es Maria zu danken, daß es ihr von da an eine Zeitlang ziemlich

erträglich ging. — Endlich aber wurde ihr Better auf's Neue gegen sie aufgebracht und sagte ihr: Jetzt ist es einmal Zeit, daß du dich entscheidest, entweder gibst du dich dazu her, ein ordentlicher Mensch zu werden, dann kannst du bei mir bleiben; wo nicht, so kannst du gewärtig sein, daß man dich fortjagt, und weder wir noch deine Eltern sich weiter um dich bekümmern. Da kannst du dir's erproben, was für Hülfe du bei deiner frommen Betschwester findest. Weil sie sich nun nicht dazu verstehen wollte, ihrer Ueberzeugung untreu zu werden, so kam es eines Tages wirklich dazu, daß ihr der Better erklärte: du verläßt heute noch mein Haus, einen solchen Trozkopf kann ich nicht länger mehr vor Augen sehen. So mußte sie dann augenblicklich fort wie sie ging und stand. Mit Weinen und Beten zog sie ihre Straße dahin, wußte nicht wohin sie sich wenden sollte. Allein nachdem sie den HErrn gebeten hatte, er möge sie doch Leute finden lassen, welche Ihn lieb hätten, so trockneten ihre Thränen, sie wurde wieder ruhig und heiter und zog getrost ihre Straße. Gegen

Abend kam sie nach dem Marktflecken Pfaffenhofen. Ermüdet setzte sie sich vor dem ersten Hause nieder, um ein wenig auszuruhen; da fiel ihr ein anderes, nahe gelegenes Haus in die Augen und sie fühlte einen Zug, auf dieses Haus zuzugehen. Sie klopfte an, die Frau des Hauses machte ihr auf und fragte: woher kommst du? — Aus dem Dorfe Kirchweiler, sagte sie, aus dem Hause des Lorenz Metzger, der mich fortgejagt hat. Ach Gott! antwortete die Frau, so bist du wohl das arme Mädchen von Kirchweiler, das so lange contrakt war? Die bin ich. Da ergriff sie die Frau ganz freundlich an der Hand, führte sie in die Stube, und sagte zu ihrem Mann: siehe da lieber Mann, der Heiland hat uns das arme verlassene Mädchen von Kirchweiler zugesandt. Gewiß will Er nichts anderes, als daß wir uns seiner annehmen. Ich wäre willig dazu. Ist dir's auch so? Der Mann antwortete: ja, ich denke, wir wollen sie behalten.

So hatte denn Maria schnell wieder eine Herberge gefunden und zwar eine solche, die sie täglich daran erinnerte, daß ihr Gebet sei

erhört worden: Er wolle sie zu Leuten führen, die Ihn lieb haben. Denn die Leute fürchteten Gott, behandelten sie wie ihr eigenes Kind, und überhäufte sie mit Wohlthaten aller Art. Das beste aber war, daß sie dadurch in Bekanntschaft mit andern christlichen Leuten kam, durch deren Umgang sie in christlicher Erkenntniß und in Uebung alles Guten zunehmen konnte. Nach Verlauf einiger Zeit sorgten sie dafür, daß Maria als Kindsmädchen zu einer gottesfürchtigen Familie kam, wo sie Gelegenheit fand, allerlei leichte weibliche Handarbeiten zu erlernen, dadurch sie ihr Brod verdienen konnte. Ueberhaupt erwiesen ihr auch diese Leute so viele Wohlthaten, und sorgten im Leiblichen und Geistlichen so treulich für sie, daß sie sich zu lebenslänglichem Danke gegen sie verpflichtet fühlte. Indeß hätte sie einmal gerade in diesem Hause recht unglücklich werden können, wenn nicht Gottes Hand sie vor größerem Schaden gnädig bewahrt hätte. Angewiesen, aus dem Rauchfange ein Stück Fleisch zu holen, stürzte sie drei Stoß hoch herab und verletzte sich sowohl die Brust als die Füße; allein die treue

Pflege, welche sie bei ihrer liebevollen Herrschaft fand, half dazu, daß sie bald wieder hergestellt wurde und ihr von diesem Falle kein Nachtheil blieb.

Im Jahr 1759 kam sie auf Empfehlung eines Freundes in die Wirthschaft der Brüdergemeinde zu Mariaborn. Der Weg dahin führte sie durch Kirchweiler. Da sie in ihrem Herzen keinerlei Feindschaft gegen ihren Oheim hegte, so hart und lieblos er sie auch behandelt hatte, so machte sie bei ihrer Durchreise einen freundschaftlichen Besuch in seinem Hause. Aber sie traf ihn und seine Frau in den allerfläglichsten Umständen. Er ging ganz krumm und die Base lag schon seit mehreren Jahren an schmerzlichen Wunden elend darnieder. Als letztere Maria erkannte, streckte sie beide Hände nach ihr aus und bat sie unter vielen Thränen um Vergebung all des vielen Unrechts, das sie ihr einst zugefügt habe, was sie unterdeß recht wohl habe einsehen gelernt. Maria brach das Herz über diesem Anblick. Sie versicherte ihre Base, daß sie ihr längst alles verziehen habe und den Heiland bitten wolle, daß er ihr nichts zu-

rechnen wolle. Darauf nahm sie herzlichen Abschied von ihr. Der Oheim zeigte leider, trotz den schweren Heimsuchungen, die ihn getroffen hatten, keinen solchen gebrochenen Sinn. Zwölf Jahre später zog Maria nach Rußland, wo sie sich verheirathete und in ihrem glücklichen Ehestande, wie ehedem in ihrer schweren Jugendzeit, die Treue und Barmherzigkeit ihres Heilandes reichlich erprobte.

III.

Jeremias Flatt.

Vor etlichen Jahrzehnten sah man in den Straßen von Stuttgart fast täglich die ehrwürdige Gestalt eines silbergrauen, schwarzgekleideten Greisen einhergehen, vor dem nicht nur manche Erwachsene ehrerbietig den Hut abzogen, sondern nicht selten auch jüngere Knaben und Mädchen stille standen, und mit herzlichem Zutrauen ihm die Hand reichten und etliche freundliche Worte mit ihm wechselten. Es war das der alte Hauslehrer Jeremias Flatt, der bis zu seinem 1822 erfolgten Tode unermüdet blieb in der Unterweisung der Jugend zur Gottseligkeit, und in manchen Familien drei auf einander folgende Geschlechter durch sein herzgewinnendes Wort auf den Weg des Lebens gewiesen hat. Ihr höret wohl gerne etwas aus der Geschichte seiner Jugend: sie war zwar nicht so heiter und leicht, wie sich's die Jugend gerne wünscht, aber Flatt gehörte unter diejenigen, welche es nicht zu bereuen hatten, daß sie in der Kind-

heit ein hartes Joch getragen, darum gab es nicht leicht einen Greisen, der mit innigerer Dankbarkeit die Gnadenführungen seines Gottes gepriesen hätte. Er war der Sohn eines Glasermeisters in dem Städtchen Balingen, der durch unglückliche Verhältnisse ohne sein Verschulden sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte und in der bittersten Armuth lebte. So kam es denn, daß sein kleiner Jeremias Sommers und Winters mühsam das zum Kochen und Heizen im Hause nothwendige Holz im Wald zusammenlesen und zur Erndtezeit baarfuß, denn die armen Eltern vermochten ihm keine Schuhe anzuschaffen, auf den rauhen Stoppelfeldern umhergehen mußte, um die abgefallenen Aehren zusammen zu lesen, damit der Familie im Winter das Brod nicht ausgehe. Oft lief ihm dabei das Blut unter den verwundeten Zehen hervor, und da es nur selten vorkam, daß er sich so recht satt essen durfte, konnte man ihn wohl in kindlicher Offenheit zuweilen seufzen hören: ach wenn es mir der liebe Gott nur einmal so gut werden ließe, daß ich mich alle Tage satt essen dürfte! Allein er mußte eine

geraume Zeit in der Entbehrung sich üben, ehe diese bescheidene Bitte erfüllt ward; im Alter aber hat ihm Gott noch viel mehr bescheert, und ihm überdieß reichlich die Freude zu Theil werden lassen, von seinem Ueberfluß den Dürftigen Gutes zu thun. Als er etwas größer geworden, begleitete er oft, das Glaserreß auf dem Rücken, seinen Vater auf die entlegenen Alpdörfer, um von Haus zu Haus nachzufragen, ob nicht eine Fensterscheibe zu flicken sei? und kehrte, wenn der Tagesverdienst gering ausgefallen war, recht hungrig und müde nach Hause zurück, aber doch zufrieden und freudig, daß er dem Vater, der es sich mit der Ernährung der Familie so sauer werden ließ, einiger Maßen zur Hülfe sein durfte. Mittlerweile fügte es Gott, daß Vater Flatt zum Glaser auf der Beste Hohentwiel bestellt wurde und daneben noch den Meßnerdienst in der dortigen Kirche erhielt; von da an ging es der Familie um ein Wesentliches leichter. Jeremias und sein Bruder gingen dem Vater bei seinen Geschäften treulich an die Hand, läuteten die Glocken für ihn, und

besorgten in brüderlicher Eintracht das Aufziehen der Thurmhuhr; daneben benützten sie nicht selten ihren Aufenthalt in diesem stillabgelegenen Ort, so recht nach des Heilands Vorschrift, um sich mit einander, ohne daß Jemand etwas davon wußte, auf ihre Kniee niederzuwerfen und Gott anzurufen, daß er sie unter seine besondere Gnadenaufsicht nehmen und vor allem Argen bewahren wolle. Dieses Gebet blieb nicht unerhört. Die beiden Jünglinge wuchsen beides in der Erkenntniß der Wahrheit und in der Uebung alles Guten, und der fromme Garnisonsprediger Dettinger mit Wohlgefallen den kindlich demüthigen und rechtschaffenen Wandel unseres Jeremias bemerkte, durch den er sich so vortheilhaft vor vielen seiner Jugendgenossen auszeichnete, und daneben seine treffliche Begabung erkannte, so dachte er, ein Jüngling so guter Art könnte wohl ein brauchbarer Schulmeister werden, und war ihm dazu behilflich, daß er in seinen Freistunden die einem Schullehrer nöthigen Vorkenntnisse sich zu erwerben Gelegenheit fand. Und als er 1767 Waisenhauspfarrer in Stutt-

gart geworden war, berief er seinen lieben Jeremias als Lehrgehilfen an die dortige Schule, an der er sofort gegen 15 Jahre lang im Segen arbeitete, endlich aber sich auf Zureden mehrerer Freunde entschloß, sich ganz dem Privatunterricht der Jugend zu widmen. Von da an sah man ihn dann, wie ich schon oben erwähnt, täglich von früh Morgens bis an den Abend von Haus zu Haus wandern, um seine Unterrichtsstunden zu geben. Den Sonntag aber verwandte er, neben dem fleißigen Besuch der Kirche, auf den Besuch der Kranken, die gerne seine evangelischen Ermahnungen und Tröstungen hörten und auf das Halten von Erbauungstunden, durch die er in den Herzen seiner erwachsenen Zöglinge die guten Eindrücke unterhielt und stärkte, die sein ehemaliger Religionsunterricht zurückgelassen. Er starb alt und lebensfroh im stillen Frieden eines gläubigen Jüngers Jesu, der in den Wunden seines Heilandes Vergebung seiner Sünden und freudige Gewißheit des ewigen Lebens gefunden.

IV.

Israel Hartmann.

Der im Jahr 1806 im 82sten Jahre seines Lebens selig entschlafene Waisenhausschulmeister Israel Hartmann in Ludwigsburg war das jüngste von 9 Kindern, deren Eltern zu Plie-ningen auf den Fildern die Landwirthschaft betrieben. Da er von seinen Knabenjahren an dazu angehalten wurde, im Sommer das Vieh auf die Weide zu treiben, so gerieth er hie-
durch in manche Gefahren des Leibes und der Seele, durfte aber auch viele Proben der be-
währenden und durchhelfenden Gnade Gottes erfahren. Als er 13 Jahre alt war, gab ihm eine Predigt einen so tiefen Eindruck, daß er dieselbe nimmermehr los werden konnte. Er konnte sich zwar auf ihren Inhalt später im Einzelnen nicht mehr besinnen, aber es war ihm davon das Wort Ewigkeit geblieben, das von da an unaufhörlich in seinem Herzen

wiedertönte. Was wird in der Ewigkeit aus dir werden, wenn du auf dem Wege fortwandelst, den du bis dahin betreten? Diese Frage trieb ihn je mehr und mehr ins Gebet. Wo er sich auch befand, zu Hause oder auf dem Felde, immer kehrte die Frage in seinem Herzen wieder: was wird in der Ewigkeit aus dir werden? Und das diente ihm zu einer recht ernstlichen und gründlichen Vorbereitung auf seine immer näher heranrückende Taufbundeserneuerung. Oft und viel wiederholte er mit dem brünstigsten Seufzen zu Gott um Erhörung die Bitte:

Mit Segen mich beschütze,
Mein Herz sei deine Hütte,
Dein Wort sei meine Speise,
Wenn ich zum Himmel reise.

In Folge dessen ward ihm sein Confirmationstag ein Tag des Segens, für den er Zeitlebens seinem Herrn und Heiland dankbar blieb. Sein Vater, obwohl er es lieber gesehen hätte, wenn er an seinem Israhel einen Gehilfen in seiner Landwirthschaft bekommen hätte, willigte auf seine wiederholten Bitten

endlich ein, daß er sich dem Schulstand widmen durfte und unterstützte nach Kräften seine Ausbildung für diesen Beruf. Als die Zeit seiner Bedienstung kam, wurde er durch merkwürdige Fügungen Gottes zum Waisenhausschulmeister in Ludwigsburg berufen, und hat dieses Amt an armen vater- und mutterlosen Kindern unter reichem Segen Gottes über 50 Jahre verwaltet. Er blieb bis ins höchste Alter ein treuer Jünger Jesu Christi, der mit dem demüthigsten Danke es pries, daß ihn der Herr zu dem so wichtigen Amte, Waisenkindern Vater zu sein, tüchtig gemacht und ihn werth geachtet, aus ihm ein Gefäß seiner Barmherzigkeit und ein Werkzeug seiner Gnade zu bilden.



V.

Christian Gottlieb Williardts.

Auf daß aber auch dießmal der guten Dinge drei seien, will ich diesen zwei Beispielen einer in früher Jugend begonnenen und segensreich bis in's Alter fortgesetzten Frömmigkeit noch ein drittes beifügen, es ist das Beispiel des im Jahr 1779 in Eßlingen entschlafenen Kaiserlichen Rath's Christian Gottlieb Williardts. Ihr trefft denselben als einen kleinen muntern Knaben, der an nichts mehr Freude hatte, als am Soldatenspiel, und für jetzt noch keinen höheren Wunsch kannte, als dereinst ein Offizier zu werden, auf dem Schooß des Hessen-Homburgischen Hofrath's Elsässer, eines Hausfreundes seiner Eltern, der an der frischen Lebendigkeit des Knaben eine große Freude hatte, derselben aber durch seine freundliche Ansprache gerne eine Richtung auf das Eine, was noth ist, gegeben hätte. Eben deswegen

ließ er denn seinen kleinen Liebling auf seinem Schooß reiten und sagte zu ihm in herzergreifender Weise: Ich höre, mein lieber Sohn! daß du gerne möchtest ein tapferer Kriegermann werden und kann dir sagen, daß mich das herzlich freut. Nun möchte ich dir aber wünschen, daß du ein Streiter unter der Fahne jenes größten und vortrefflichsten aller Herren werden möchtest, welcher nach der heiligen Offenbarung einher zieht auf einem weißen Pferde und heißt treu und wahrhaftig, und dessen ganze Schaar angethan ist mit weißer und reiner Seide. Ich möchte dir daher rathen, daß du dich jetzt schon von mir anwerben ließeest, weil ich gewiß bin, daß du es nirgends höher bringen kannst, als bei ihm und nirgends glücklicher werden kannst, als in seiner Gemeinschaft. Diese Ansprache drang dem Knaben so tief zu Herzen, daß er den ernstlichen Vorsatz faßte, sich mit Leib und Seele dem Herzog seiner Seligkeit, Jesu Christo, zum bleibenden Eigenthum zu übergeben und ganz nur für ihn zu leben, zu leiden und zu sterben. Und Er, den er sich erwählet hatte, nahm sich auch

seiner treulich an. Zuerst führte er ihn durch ein langwieriges Augenleiden in eine stille Schule der Leiden. Während seine Altersgenossen munter im Freien sich umtummelten und durch das gemeinsame Zusammenlernen manche Erleichterung und Aufmunterung genossen, mußte er sich meist zu Hause in einem dunkeln Zimmer aufhalten und bei einem Hauslehrer allein lernen. Aber er wurde dadurch vor mancher Verführung bewahrt und zu ernster Selbstbeschäftigung hingeletet. Nach seiner Confirmation wurde er für 6 Jahre als Lehrling in das ansehnliche Wechselhandlungshaus J. A. Niederer in Nürnberg aufgenommen, und schwerlich hätte er es irgendwo besser treffen können. Er wurde hier wie ein eigenes Kind auf's liebevollste behandelt, und durfte den Morgen- und Abendandachten beiwohnen, in welchen die heilige Schrift fleißig gelesen wurde. Hiedurch gewann er frühzeitig eine Bekanntschaft mit ihr, welche ihm lebenslänglich zu gut kam; wenn er es gleich damals noch nicht so recht zu schätzen wußte, und manchmal meinte, es könnte des Bibellesens mehr als

genug sein. Daneben fand er einen Freund, Namens Blendinger, der, gereifter schon an innerer Erfahrung, ihm ein treuer Wegweiser auf dem Weg der Buße und des Glaubens wurde. So kam es denn, daß er nach Verlauf mehrerer Jahre, als ein junger Mann in's elterliche Haus zurückkam, der wußte, was er glaubte, und mit entschiedener Festigkeit seinem Herrn zu dienen beflissen war. Seine Verheirathung mit einer Tochter des frommen württemb. Prälaten J. A. Bengel führte ihn vollends in die Gemeinschaft solcher ein, welche aus dem lebendigen Christenthum vollen Ernst machten, und Williardts erwies sich in allen den vielen wichtigen Geschäften, welche ihm sowohl Privatleute, als die Reichsstadt Eßlingen anvertrauten, als ein Mann, der mit strengster Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Sorgfalt in allen Dingen den Herrn vor Augen hatte, und seinen Mitmenschen auf's redlichste und liebevollste zu dienen beflissen war. Ward es denn auch kein Kriegsmann in der Weise wie er in seiner Kindheit es gewünscht, so doch ein rechtschaffener Streiter Jesu Christi, und

kämpfte bis an's Ende redlich und siegreich
den Kampf des Glaubens, welchem die Krone
des Lebens verheißen ist. Solchen Exempeln
folget nach! —

Blühende Jugend, du Hoffnung der künftigen Zeiten,
Höre doch einmal, und laß dich in Liebe bedeuten!
Fliehe den Tand,
Folge der winkenden Hand,
Die dich zu Jesu will leiten!

Opfre die frische, lebendige Blüthe,
Opfre die Kräfte der Jugend mit frohem Gemüthe,
Jesu, dem Freund,
Der es am treuesten meint,
Ihm deinem König voll Güte.

Liebevoll suchet der Hirte sich Lämmer auf Erden;
Jugend du sollst ihm zur Lust und zum Ehrenschnuck
werden!

Komm doch heran,
Segen von ihm zu empfang'n,
Werde die Zier seiner Heerden!
Jesum genießen, nur das ist für Freude zu achten,
Kindlich und selig die ewige Liebe betrachten;
Das ist genug,
Aber der Lüste Betrug
Läßet die Seele verschmachten.

VI.

„Wo ist dein Bruder Abel?“

„Soll ich meines Bruders Güter sein?“

„Fru Gräfin, brukt Se ok Nachboarn?“

Es mögen 50 Jahre her sein, als die Gräfin N. in dem Dorfe M. einen lieblichen Landsitz kaufte, um dort die letzten Tage ihres Lebens in der Stille zuzubringen. Auf einem guten Wege konnte die Gräfin zu jeder Zeit zu der nur eine halbe Stunde entfernten Stadt fahren, in der sie viele Freunde und Verwandte hatte. In der nächsten Nähe wohnten 4 kleine Bauern, die gewohnt waren, diesen herrschaftlichen Hof mit zu ihrer Nachbarschaft zu rechnen. Im Verlaufe der Zeit hatten verschiedene Herrschaften dort gewohnt, und die Nachbarn mußten aus Erfahrung, daß jede Herrschaft so ihre eigene Weise habe im Verkehr mit der Nachbarschaft. Einige waren sehr freundlich gewesen, öfters bei ihnen vorbeigekommen; an-

dere hatten sich um ihre Nachbarn gar nicht gekümmert. Es ereignete sich nun ein Todesfall in der Nachbarschaft, und als Tag und Stunde der Beerdigung bestimmt war, ging, wie immer, die nächste Nachbarin des Verstorbenen zu allen Nachbarhäusern und richtete einen freundlichen Gruß von den nächsten Verwandten des Verstorbenen aus, der Nachbar möge die Güte haben und an dem festgesetzten Tage die Leiche mit zu ihrer Ruhestätte bringen. Die Frau kam auch zu der Gräfin R. und bat, daß sie als Nachbarin einen Mann senden möge, der die Leiche bestatten helfe. Die Gräfin antwortete der Frau in einem zwar freundlichen Ton: sie werde in solchen und ähnlichen Fällen keine nachbarliche Hülfe leisten. Ganz unerwartet kam diese Antwort den Nachbarn nicht; denn man hatte schon mehrfach bemerken können, daß es die Absicht der Gräfin sei, sich und ihr Haus von der Nachbarschaft möglichst fern zu halten. Man zürnte auch nicht gegen sie wegen dieser Antwort, obwohl man sich gefreut haben würde, wenn sie wenigstens diese nachbarliche Hülfe, die doch sonst

auch der, der im Leben dem Verstorbenen vielleicht als Feind gegenübergestanden, nicht abzuschlagen pflegt, geleistet hätte. Man wußte aus Erfahrung, daß hohe Herrschaften mitunter ihre apparten Ansichten haben, und doch oft wohlwollend gesinnt sind. In große Verlegenheit kam man auch nicht durch die abschlägige Antwort der Gräfin; es kostete der Nachbarin nur einen Gang in die entferntere Nachbarschaft, da gleich der Erste, der gebeten wurde, gern bereit war, für das Haus der Gräfin einzutreten. Indessen die Antwort der Gräfin wurde doch viel in der Nachbarschaft besprochen, besonders unter den Frauen, da bisher noch keine Herrschaft eine solche Hülfsleistung abgeschlagen hatte, und der Bauer W., der immer gern laut aussprach, was andere munkelten, sagte zu den Nachbarn: „Paßt man ob, da kommt noch'n Tied, da de Gräfin of Nachboarn brukt; denn ohn' Nachboarn kann keen Mensch leb'n!“ — Eines Morgens, als W. eben seinen Kaffee getrunken und, seine Morgenpfeife rauchend, vor die Thür gegangen um mal in's Wetter zu sehen, bemerkte er,

daß der Kutscher der Gräfin K. so schnell als er konnte, auf sein Haus zugelaufen kam. Er dachte: „Was plagt den schon am frühen Morgen? Geht er doch sonst so langsam, wie der Frosch im Mondschein, um nur den ganzen Tag zu thun zu haben!“ Als der fast athemlose Kutscher näher gekommen war, bat er W.: er und seine Nachbarn möchten doch schnell mitkommen, denn auf dem Hofe brenne der Schornstein im Wohnhause, die Flammen schlüngen schon oben heraus, und auf dem Hofe wüßte keiner, was sie machen sollten. W. setzte schnell seine Pfeife weg, zog Stiefel an, und eilte mit seinen Nachbarn nach dem Hofe. Als er noch in der Stadt diente, hatte er schon brennende Schornsteine löschen helfen, und so wußte er gleich gute Rathschläge zu geben. Es war so recht seine Lust, in einer völlig verwirrten Umgebung mit fester Hand die Zügel zu ergreifen, alle fügten sich seiner Anordnung; stehend, um alles übersehen zu können, gab er Jedem Anweisung, was er thun solle. Seine volltönigen Befehle drangen auch in das Zimmer der Gräfin, der man bisher noch sorgfältig

die Gefahr verheimlicht hatte. Als sie durch den Lärm erschreckt wurde, fragte sie so eindringlich nach, daß man ihr sagen mußte, in welcher Gefahr sie sei. Sehr bestürzt kleidete sie sich schnell an und eilte zur Thüre hinaus auf den freien Hofplatz, als W. eben zu seiner großen Freude bemerkt hatte, daß die Gefahr überwunden sei und bald auch der letzte Funken gelöscht sein werde. Als er die erschrockene Gräfin klagend auf sich zukommen sah, stellte der kleine gedrungene Mann sich noch grader hin; die linke Hand fuhr noch tiefer in die Kamisoltasche und mit der rechten schob er schnell die Morgenmütze auf dem Kopf herum. — Als die Gräfin klagend und fragend näher gekommen war, sagte W. ganz ruhig und freundlich: „Guten Morgen, Frau Gräfin!“ In erschrockenen Gemüthern schlägt so ein ruhiges Wort eines Mannes, der die Gefahr kennt, das gleichsam aus einer andern Weltgegend kommt, als wohin ihre Sorgen gerichtet sind, oft mehr die Angst nieder, als jedes andere Beruhigungswort. W. bemerkte auch, daß dieser unerwartete, ruhige Morgengruß die

Gräfin so weit beruhigte, daß sie wohl auf ein anderes Wort hören werde. Noch einen Schritt näher tretend, als habe er etwas ganz besonders Wichtiges der Gräfin zu sagen, fragte er: „Fru Gräfin, brukt Se of Nachboarn?“ Die Gräfin, die erwartet hatte, er wolle ihr etwas von der Feuersgefahr sagen, und auf eine solche Frage gar nicht vorbereitet war, antwortete, ohne sich lange zu besinnen: „Ja, ich sehe ja, wie alle Nachbarn so treu helfen!“ W. aber, der sehr wohl kannte das große Examen, das einst Petrus vor seinem Herrn und Meister zu bestehen hatte, und wußte, daß dieselbe Frage, nochmals wiederholt, noch tiefer in Petri Seele gedrungen war, dachte, die Antwort werde wohl noch besser werden, wenn nochmals wieder nachgefaßt werde. „Fru Gräfin, brukt Se of Nachboarn?“ fragte er zum zweiten Mal. Die Gräfin, die nun erst sich erinnerte des Wortes, das sie vor Jahr und Tag gesagt, und der Antwort aus W's Munde, antwortete ganz betroffen: „Ja! ja! — Ich habe mich wohl versündigt, als ich sagte, ich würde keine nach-

barliche Hülfe gebrauchen.“ Als nun W. merkte, daß die Antwort immer besser wurde, dachte er, es sei vielleicht nicht überflüssig, wenn er noch einmal fragte. „Fru Gräfin, brukt Se of Nachboarn?“ fragte er zum dritten Mal. Die Gräfin, die nun merkte, daß W. nichts weiter wollte, als sie in dieser Versammlung ein wenig in die Schule nehmen, kam ganz freundlich auf ihn zu, gab ihm die Hand und sagte: „Wir wollen künftig gute Nachbarschaft halten.“ — Unterdeß war das Feuer völlig gelöscht und die Nachbarn sammelten sich einer nach dem andern auf dem Hofplatz. Als die Gräfin das sah, sagte sie zu allen, sie möchten nun mit in ihr Haus kommen, um nach dieser sauren Arbeit sich ein wenig zu erquicken. Die Nachbarn thaten das gern. Bei dem Frühstück erzählte namentlich W. viel von Feuergefährten und was er dabei erlebt habe, und oft so witzig, daß die Gräfin bald alle Angst vergessen hatte und manchmal herzlich lachen mußte. Als die Nachbarn weggingen und W. auf dem Rückwege auf ihre Frage: was er da auf dem Hofplatz mit der Gräfin gesprochen

habe, ihnen die Unterredung erzählt, waren alle darin einig, sie hätten an diesem Morgen nicht bloß einen brennenden Schornstein gelöscht, sondern auch eine gute Nachbarin gewonnen. Daß sie darin sich nicht getäuscht hatten, erfuhren sie bald alle, besonders aber W. auf eine unvergeßliche Weise. W. hatte sich erst in den letzten 30ger Jahren verhehelicht. Als seine Frau ihm das erste Kind gebor, war es ihm ein großer Schmerz, daß das schwache Kind schon nach einigen Stunden starb. Der Schmerz war aber noch nicht überwunden, als auch die Sorge für seine Frau ihn bekümmerte. Die schwache Frau bedurfte einer sorgfältigen Pflege. Man half sich so gut als man konnte. Den täglichen Haushalt besorgte die Magd, die eigentliche Pflege der kranken Frau aber übernahmen die Nachbarinnen und die Verwandten abwechselnd. Sie pflegten die Kranke mit aller Treue. Am meisten aber waren sie in Verlegenheit, ihr statt der schweren Hausmannskost leichtere Speisen zu bereiten. Aber in der nachbarlichen gräßlichen Küche war alles vollauf, was eine Kranke erquicken konnte. W.

brauchte auch nicht erst zu bitten für seine kranke Frau, sondern die gute Gräfin, sobald sie gehört hatte, daß die Nachbarin krank sei, schickte täglich leichte Suppen, wohlschmeckende Getränke, Trauben &c. Es verging auch selten eine Woche, wo die Gräfin nicht selbst einmal kam, und das war denn eine besondere Freude für die Kranke. Wenn es hieß: „de gnädige Frau kommt,“ dann war es, als wenn die schwache Kranke stark wurde. — So verging der Sommer. Als aber die Kranke aus ihrem Fenster sah, wie der nahe Wald seine Farbe wechselte, und in schlaflosen Nächten hörte, wie der Wind mit dem Laube spielte, da kam es so, wie sie selbst oft ahnungsvoll gesagt und wie die Nachbarinnen es erwartet hatten, — da brach ihr junges Leben zusammen. Es war jetzt keine Frage mehr, ob die Gräfin auch einen Mann zur Bestattung der Leiche senden werde; sie that viel mehr als das, und war so recht darauf bedacht, dem tief gebeugten Gatten seinen Schmerz in aller Weise zu lindern. Auch in dem ganzen Dorfe M. mußte jeder Kranke, wenn die Gräfin nur von seiner

Krankheit gehört habe, so werde er auch von ihr bedacht werden. Es war aber immer, als wenn W., obgleich sein Haus in der kleinen Nachbarschaft am entferntesten lag, der nächste Nachbar der gräflichen Hauses sei. Wenn man hier nicht zu rathen wußte, so mußte er allemal mit Rath und That helfen, und er that es immer gern. Er erlebte dann auf dem gräflichen Hofe unter der Dienerschaft manche komische Geschichte, und wenn er unter seinesgleichen war, pflegte er gern davon zu erzählen. Und wenn er dann an die schmerzreichste Zeit in seinem Leben kam, wurde seine Stimme ernster, und er schloß dann seine Erzählung mit den Worten: „Wat se do an mie und mien franke Fru dahn het, kann ic̄ eer nie vergelten un warr ic̄ eer in Ewigkeit noch danken.“ Jetzt ist die Gräfin schon beinahe 30 Jahre heimgegangen, und auch die kleine Nachbarschaft ist gänzlich verstorben. Als die Gräfin gestorben war, fand man in ihrem Testamente ein Legat für die Armen des Dorfes M. mit der Bestimmung, daß die Zinsen desselben alljährlich am Weihnachtsabend an ver-

schiedene Arme vertheilt werden sollten. Diese Weihnachtsgabe ist nun schon manches Jahr durch des Erzählers Hand gegangen, und dabei hat er denn in früheren Jahren von manchem Armen gehört, mit welcher Liebe er von der Gräfin sprach.

Halbe Treu ist keine Treu.
Wer sich nur halb an Gott will geben,
Der führt ein rechtes Jammerleben.
Brich durch, es koste, was es will,
Sonst wird dein armes Herz nicht still.

VII.

Die sanfte Stimme.

Der Herr, der Seinen Volke vor Zeiten half und sie leitete Tags durch die Wolken- und Nachts durch die Feuersäule, ist auch heute noch nahe Allen denen, die ihn mit Ernst anrufen und zeigt Weg und Steg. Davon handelt folgende Geschichte.

Ein Weingärtner in dem freundlichen Remsthal hatte sich mit den Seinen redlich und ordentlich ernährt. Der auf gemeinschaftliche Gottesfurcht ruhende Friede wohnte im Hause, und bei dem rührigen Fleiße seiner Bewohner schien es, als könne es demselben an gedeihlichem Fortkommen nicht fehlen. Allein das Häuflein der Kinder mehrte sich rasch bis auf zehn, die von siebzehn am Leben blieben, ein nöthig gewordenes Bauwesen, der verminderte Werth der Güter, das Fehlen der Kartoffeln und ähnliche zusammenwirkende Umstände brachten

den Wohlstand der Familie in's Wanken. Endlich waren alle Vorräthe aufgezehrt, ein Stück Vieh um das andere war aus dem Stalle gewandert, ohne wiederzukehren, bis auf die letzte Kuh, die auch vollends verkauft werden mußte, um dringende Verbindlichkeiten zu befriedigen. Eigentliche Bettler sind in solchen Fällen der Noth weniger rathlos, als solche sonst geordnete, aber durch unglückliche Umstände in Mangel gerathene Familien. Sie stehen dann vor dem rothen Meere ihrer Noth, wie Israel vor dem wirklichen rothen Meere: rechts und links kein Entweichen, vor sich kein Hinüberkommen und hinter sich der Feind, der das Fünfklein Glauben vollends auszulöschen und alles zu verderben droht. Da ist nur der Weg nach Oben offen, und wohl den Armen, die dieses Oben kennen und ihre Augen aufheben können über alle Berge der Welthilfe hinüber zu dem HErrn, der Himmel und Erde gemacht hat, und von dem geschrieben steht: „Der dich behütet, schläft nicht, siehe der Hüter Israel schläft noch schlummert nicht.“ (Ps. 121, 3. 4.) Unsere armen, von der Noth so schwer angefoch-

tenen Weingärtnerleute huben auch ihre Augen fleißig auf zu dem HErrn; aber Ihm gefiel es, mit seiner Hilfe noch zurückzuhalten, damit wohl erst recht offenbar werden sollte, was noch von falschem Vertrauen, was von wahrem Glauben in ihrem Herzen sei. Ja statt der Erleichterung kam es nur schwerer, statt der Hilfe ward das Meer der Noth nur tiefer. Zu der Armuth kommt noch Krankheit. Ein Kind um's andere legt sich nieder; ein böses Schleimfieber ergreift sechs derselben und macht das Haus zu einem Lazareth; endlich erliegt auch die pflegende Mutter selbst. Noch jetzt zittert der armen Dulderin das Herz, wenn sie an den Jammer jener Tage und Nächte zurückdenkt, an das Bitten, Flehen, Schreien und Jammern der kranken Kinder, und an ihr gänzlichcs Unvermögen zu helfen. Doch wird die Krankheit unter dem Segen dessen überstanden, der gesagt hat: „Ich, der HErr, bin dein Arzt.“ Alle bleiben am Leben, alle genesen, wenn gleich langsam, da ihnen stärkende Nahrung gebricht. Der Hausvater hatte über all diesem Elende den Muth fast gar sinken

lassen; er war wie ein zerbrochenes Rohr, und sah mehr und mehr mit der Ruhe stiller, stumpfer Verzweiflung in den Jammer hinein. Die Frau aber, die Mutter, rafft sich noch einmal auf. Wenn sie doch nur wenigstens eine Kuh hätten, denkt sie, daß doch für die armen genesenden Kinder eine erquickende Milch vorhanden wäre. Ein Mantel und eine Kuh deckt alle Armuth zu, sagt ja das Sprüchwort. Aber woher das Geld dazu nehmen? Wer soll es ihnen unter solchen Umständen leihen? Sie denkt, nachdem sie überall herumgedacht, an Stuttgart; sie will nach Stuttgart. — Nun ja, in Stuttgart sind gewiß Tausende, die das hiezu nöthige Geld hätten, und unter diesen Tausenden vielleicht auch einige Hunderte, vielleicht — wir wollen es zur Ehre Gottes annehmen — Tausende, die, wenn sie die Noth dieser armen Familie recht wüßten, die benötigte Summe auch gerne gäben; ja die ihrer Bibel auch das glauben, was Lucä 6, 35. als Wort des HErrn geschrieben steht: „Thut wohl und leihet, da ihr nichts dafür hoffet.“ — Aber wie einen von diesen hundert oder

tausend gebfähigen und zugleich auch gebwilligen Menschen finden unter den fünfzig Tausenden Stuttgarts? Das war die Frage, denn das Weib weiß in Stuttgart keinen bekannten Menschen, an den sie sich mit ihrer Bitte oder auch nur um guten Rath wenden könnte, und dennoch heißt es in ihr immer wieder: „Geh nach Stuttgart!“ — Ihr Mann hält nichts darauf. „Laß du nur dein Laufen bleiben,“ sagt er aus seinem in Kleinmuth ganz niedergedrückten Herzen heraus, „es hilft doch nichts!“ Allein die innere Anmahnung ist stärker, als die äußere Abmahnung. Sie macht sich auf den mehrere Stunden langen Weg und kommt endlich müd und matt in Stuttgart an. Aber nun wohin in der großen, fremden Stadt? Wo wohnt der Mann, den der reiche Gott der Armen zum Zahlmeister für sie bestimmt hat? Wie heißt er? wer ist er? wie kommt man zu ihm? — Sie weiß nichts von ihm, und er bis dahin auch nichts von ihr. Soll sie hausiren gehen mit ihrer Noth? — Wie sie sich die staatlichen Häuser so rathlos ansieht, erinnert sie sich einer Kaufmannsfrau, die ihr

einigermassen bekannt ist. Auf deren Haus geht sie zu, um sich Rathes zu erholen. Aber wie sie an die Thüre desselben kommt, ist diese verschlossen; die Frau ist nicht zu Hause. Was nun thun? Sie geht, selbst nicht wissend warum, die erste Treppe des Hauses hinauf und findet niemanden; sie geht die zweite hinauf und bleibt vor der Glasthüre stehen; da hört sie durch die geöffnete Zimmerthüre heraus eine „s a n f t e S t i m m e,“ die mit jemandem freundlich und tröstend spricht. Die sanfte Stimme gewinnt alsbald ihr Herz. Auf diese Stimme gehst du zu, heisst es in ihr. Gedacht, gethan. Die Frau, der die Stimme zugehörte, hatte eben mit einem ihr bekannten armen Manne geredet, und begleitet nun diesen heraus; da sieht sie die Fremde stehen. Diese sagt ihr mit wenigen Worten ihren Nothstand, wird von ihr in's Zimmer genommen, und weil der Anblick der auf den Tod Ermatteten nur gar zu wohl ihre Angaben bezeugte, zu allererst leiblich erquickt. Nun geht der Armen das Herz noch weiter auf, und sie legt der neuen Vertrauten ihre ganze Noth vor Augen. Hat

deren sanfte Stimme das Herz der Armen gewonnen, so gewann hinwiederum diese durch ihre schlichte ungeschminkte Erzählung das Herz der Sanftstimmigen, und wäre diese eine von den hundert oder tausend Stuttgarterinnen gewesen, bei denen das Gebenkönnen mit dem Gebenwollen im Einklang steht, und bei denen es mit Lucä 6, 35, seine Richtigkeit hat, so wäre sie wohl nach gebührender Rücksprache mit ihrem, wenn auch nicht so sanftstimmigen, doch auch nicht gerade hartherzigen Manne, vielleicht auch sogar ohne dieselbe, gleichsam als linke Hand, die der Rechten ihr Nichtwissenlassen je und je einmal heimgibt, an ihren Schreibtisch gegangen, hätte der armen Frau die zum Ankauf einer Kuh nöthige Summe von 60 Gulden herausgelangt und ihr Gottes Segen dazu gewünscht; die unbekannte Adresse in der großen Stadt wäre gefunden, das Vertrauen der bedrängten Frau wäre belohnt, und die Geschichte wäre vor der Hand aus. Allein so schnell sollte es dennoch nicht gehen. Die mit der sanften Stimme hatte keinen mit Geld gefüllten Schreibtisch,

sie hatte vor der Hand nur ein herzliches Mitleid, redet nun auch freundlich und sanft mit ihr, und sucht einstweilen in dem kleinen Vorrathe von Kinderkleidern, den sie mit einigen Freundinnen zusammen für Arme gearbeitet, etwas für die Kleinen der Frau zurecht. Darüber muß sie denn auch mit diesen Freundinnen reden, und die Freundinnen reden wiederum darüber mit ihren Männern, und von diesen redet dann einer mit einem weiteren Freunde im andern Ende der Stadt, und das ist nun endlich der Gesuchte, bei dem sich Wollen und Vermögen beisammen findet. Mit einem vorläufigen Troste wird sie entlassen. Der vorsichtige Freund am andern Ende der Stadt zieht über die bedrängte Familie bei ihrer Ortsbehörde genaue Erkundigung ein, und da sie ganz zu ihren Gunsten ausfällt, so erhält sie endlich von diesem die nöthige Summe zum Ankauf einer Kuh, welch' letztere er sich aber vorläufig noch als sein Eigenthum zuschreiben läßt. Welch' eine Freude für Jung und Alt, als nun wieder eine Kuh im Stalle ihr „Muh,“ schreit, und wie regt ein jedes

Brüllen des Thieres auch ein „Lobe den Herrn!“ in den Herzen der dankbaren Menschen an! Aber was geschieht? Schon wird Rechnung auf ein schönes Kalb gemacht, — da muß die Kuh, ehe sie das Kalb gebracht, das Leben lassen. Neue Noth! — Der Jammer in dem kaum getrösteten Hause war unbeschreiblich. „Ach, wenn du lieber das Geld zur Kuh gar nicht bekommen hättest! Jetzt haben wir eine Schuld weiter!“ so hieß es jetzt, und besonders unerträglich war den redlichen Menschen der Gedanke, daß der gütige Herr in Stuttgart nun etwa gar zu Schaden kommen sollte. Der saure Gang zum Schuldherrn wird gemacht. Aber der Schuldherr war edel genug, sich selbst beim Wort zu nehmen und zu sich zu sagen: die Kuh war doch dein Eigenthum, so ist sie auch dir gefallen und nicht ihren Nutznießern; du mußt also von Rechtswegen schon noch einmal in den Sackel greifen. Und so geschah es auch, und bald war der Stall abermal von einer guten Milchkuh besetzt, und bereits leisteten ihr zwei muntere Abkömmlinge Gesellschaft. Feld und Weinberg hat reichlich

getragen; so ist nun die Zeit der Noth vorbei, und unter dem Segen Gottes hat sich das ganze Haus so erholt, daß es nun getrost der nächsten Zukunft entgegen blicken kann. Es war lieblich zu sehen, wie die in ihrem Gott vergnügte Frau nach dem Herbst des Jahres 1855 in das Haus kam, wohin sie zuerst geleitet worden war, auch wieder beladen, aber mit süßen Trauben aus ihrem Weinberge, und wie sie vor allem ihrem gütigen Schuldherrn von ihren schönsten Trauben darbrachte; mit der seligen Erfahrung auf ihre Noth zurückblickend, daß der Herr das Schreien der Elenden höret, wenn Er es gleich nicht immer zu der Zeit und in der Weise thut, wie wir es meinen. Seine Stimme ist und bleibt doch die recht sanfte Stimme, die in guten und bösen Tagen immer nach unserm Bedürfniß mit uns redet, aber auch heute noch gebietet, wie dort Jes. 40, 1.: Tröstet, tröstet mein Volk, redet freundlich mit Jerusalem!" — Nicht in dem Winde, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, im stillen,

sanften Säuseln war der Herr.
(1. Kön. 19, 11. 12.)

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die so lieblich sehn,
Sind Sterne, die nicht untergehn.

VIII.

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast.

Es war ein schöner sonniger Maimorgen in Potsdam. Ueberall blühten die Bäume und sangen die Vögel, und auf der Havel schwammen viele weiße Schwäne. Da war fast kein Haus, in das die liebe Sonne nicht hinein schien, sogar in die kleine schmutzige und verfallene aussehende Hütte, die auf dem düstern Hof einer ehemaligen Kaserne steht. In dieser Hütte wohnten die Eltern der kleinen Julie Becker, die ihren Lehrerinnen in der Sonntagschule nur immer Freude bereitet. — Ach, wenn ihr nun aber mit mir die dunkle Treppe hinaufstieget, und man euch die Thüre gezeigt hätte, die zu dem Becker'schen Dachstübchen führt, ihr bliebet gewiß vor Angst und Schrecken draußen stehn; denn zu welcher Zeit man auch kommen mochte, immer hörte man da drinnen Schreien und Schelten.

Auch heute schien eben wieder ein trauriger Auftritt gewesen zu sein. Juliens Mutter, eine hagere, abgehärmte Frau, hatte die verweinte Augen, und der Vater saß auf seinem Schneidertisch zwischen einem Wust von Lappen und Lappchen und murmelte einen Fluch nach dem andern zwischen seinen zornig zusammen gebissenen Lippen. Die beiden kleinen Schwesterchen von Julchen schriegen unbeachtet in ihrem armseligen Bettchen und dabei sah es in der Stube aus, als gäbe es gar keinen Besen und kein Wasser zum rein machen auf der Welt.

„Bum — bam, bum — bam,“ fingen da die schönen Glocken der Nicolai-Kirche an zu läuten, und bald fielen alle anderen Glocken mit ein; das klang so schön und feierlich.

„Was himmelt's denn schon wieder,“ brummte der Schneider.

„Es ist Sonntag“, antwortete die Mutter, welche auf einem Schemel hockte und Kartoffel schälte, deren Schalen sie sorglos auf den Fußboden warf.

Die beiden kleinen Schreihälse aber wurden in ihrem Bett plötzlich still und horchten auf

das Geläute, das sie allmählig in süßen Schlummer wiegte.

Endlich war es einmal ganz still im Zimmer. Als ob die liebe Sonne nur auf diese Stille gewartet hätte, brach sie gerade jetzt wieder hervor und sandte einen freundlichen Strahl durch die trüben Fensterscheiben; und dazu läutete es noch immer von nah und fern.

Der Schneider hätte sich die Ohren zuhalten mögen, denn wozu brauchten ihn diese Glocken daran zu erinnern, daß es Sonntag sei? Für ihn gab es ja längst, längst keinen Sonntag mehr! — Ja, er war auch einmal ein Kind gewesen; auch einmal beim Klang der Glocken mit dem entzückenden Bewußtsein aufgewacht, daß es wirklich Sonntag und nicht etwa Schulmontag sei! O, wie war das Erwachen damals so süß am Sonntag. Wie schien die Welt umher so heilig, so geheimnißvoll, wie schlug das kleine Herz so voll freudiger Erwartung. Und wenn die Mutter dann mit dem Gesangbuch und der großen, weißen

Sonntagshaube aus der Kirche kam, wie sah sie dann so fromm und lieb aus.

Es war am Sonntag fast zu schön und heilig in der Welt. Man mochte ansehen und erleben was man wollte, es war anders als an andern Tagen.

Der arme Schneider warf einen traurigen Blick auf seine schmutzige unsonntägliche Umgebung, athmete tief auf und zog seine Stirn in noch düstere Falten.

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und die kleine Julie trat herein.

„Wo hast du dich schon wieder herumgetrieben?“ schalt die Mutter. „Staat deine kleinen Schwestern zu verwahren, treibst du dich wohl auf der Straße herum, du unnützes Mädchen, du!“

Die kleine Julie sah die erzürnte Mutter stumm und bittend an und die hellen Thränen brachen ihr aus den Augen.

„Laß das Weinen,“ schalt die Mutter weiter, „und mache, daß du an deine Arbeit kommst.“ Dabei stieß sie die kleine Julie ziemlich unsanft von sich.

„O Mutter, Mutter,“ schluchzte nun die Kleine laut, indem sie die widerstrebende Mutter mit ihren Armen umschlang. „Ich will dir ja auch Alles sagen, liebe, liebe Mutter!“

Die Mutter war an Liebkosungen nicht sehr gewöhnt; sie fühlte sich ein wenig erweicht.

„Nun?“ fragte sie, und sah die kleine Julie dabei so mütterlich an, daß diese sogleich Muth bekam ihre Thränen zu trocknen und der Mutter ihr bekümmertes Herz auszuschütten. — Sie erzählte nun, daß sie heute, wie schon die sechs lezt verflossenen Sonntage, mit ihrer kleinen Freundin Marie ohne Wissen und Erlaubniß der Eltern die Sonntagschule besucht habe.

„Heute,“ fügte sie hinzu, „habe ich aber Fräulein die Hand darauf geben müssen, daß ich es euch sagen wollte; und Fräulein hat mir auch versprochen, daß sie selber in dieser Woche kommen will, um euch zu fragen, ob ich nächsten Sonntag wieder kommen darf.“

„Was für ein Fräulein?“ fragte die Mutter neugierig.

„Nun, die Lehrerin in der Sonntagschule,“

antwortete Julie. „O, du glaubst nicht, Mutter, was sie uns immer für schöne Geschichten erzählt. Nicht wahr, Mutter, du weißt doch auch, wer der Herr Jesus ist?“

Der Vater hatte dieß alles schweigend mit angehört. Plötzlich stand er auf, zog seinen Rock an, nahm die Mütze, und — — — aus dem Zimmer war er, wobei er die Thür heftig hinter sich zuwarf. Julie sah ihm mit großen Augen nach und die Mutter fing laut an zu klagen und zu schelten: „Da geht er nun wieder hin, den letzten Heller zu vertrinken,“ und was sie sonst noch alles sagte.

Ja, es war ein trauriger Sonntag. Der Vater kam erst sehr spät nach Hause und es war fast Mitternacht, ehe endlich das Schreien und Zanken in der Dachkammer aufhörte. Da dachte die kleine Julie an die schöne Morgenstunde in der Sonntagschule, und der schöne Vers, den sie am Morgen gelernt hatte, fiel ihr wieder ein. Sie faltete die Hände und betete:

Ich bin ein kleines Kindelein,
Und meine Kraft ist schwach.

Ich möchte gerne selig sein,
Und weis nicht, wie ich's mach'.
O liebster Heiland rathe Du
Wie ich es fange an,
Daß ich nur deinen Willen thu'
Und selig werden kann. Amen.

Dan schlief sie sanft ein und die heiligen Engel behüteten ihr Bettchen. Als sie am Montag aus der Schule kam, begegnete ihr die Sonntagschullehrerin.

„Zulchen,“ sagte sie, „ich komme eben aus deinem Hause, aber dein Vater will nicht, daß du wieder in die Sonntagschule kommst.“

Julie ließ den Kopf hängen und sah sehr traurig aus.

„Zulchen,“ sagte die Lehrerin, „glaubst du, daß ich dich lieb habe?“

Julie nickte bejahend mit dem Kopf.

„Hast du mich auch lieb, Zulchen?“

„Ja, Fräulein, sehr lieb,“ — und dabei rollten ihr die Thränen über die Backen.

„Nun, dann wirst du mich auch nicht betrüben, sondern ein liebes, gehorsames Kind sein,“ sagte die Lehrerin. „Wie werde ich mich

freuen, wenn mein liebes Zulchen in dieser Woche nun gerade doppelt lieb und gut ist. Wenn es der Mutter hilft die Stube etwas reiner und besser in Ordnung halten, und es versucht dem Vater bei seiner Arbeit auch ein klein wenig zur Hand zu gehen. Aber weißt du auch, wer dich noch lieber hat wie ich; und wer sich noch mehr freuen würde?"

Zulchen schüttelte mit dem Kopf.

„Zulchen!“ sagte die Lehrerin, du weißt es wohl: der liebe Herr Jesus. Und der ist immer bei dir, sieht dich immer und hat dich so lieb. Weißt du den Anfang noch von dem kleinen Tischgebetchen, das ich euch gelernt habe?“

„Ja, Fräulein,“ sagte Zulchen, „komm Herr Jesus, sei unser Gast“ —

„Richtig!“ antwortete das Fräulein. „Wenn man aber den Herrn Jesus einladet, dann muß man auch ein wenig dafür sorgen, daß er sich freut, wann er kommt. Unordnung und Schmutz gefallen keinem Gast wohl, auch nicht dem Herrn Jesus. Wenn er aber sieht, wie ordentlich und fleißig mein liebes Zulchen ist,

o! wie kommt er dann so gern. Nicht wahr, du wirst ihn bitten: komm Herr Jesus?"

Zulchen nickte.

"Ich habe deiner Mutter auch ein Buch für dich gegeben, da kannst du manchmal ein wenig drin lesen. Adieu, liebes Zulchen. Sei fröhlich, du weißt ja, wie lieb ich dich habe." —

Zulchen gab der Lehrerin etwas traurig die Hand. Als sie nach Hause kam fiel ihr zum ersten Mal die Unordnung und Unreinlichkeit der Stube auf und sie fing sogleich an erst die herumliegenden Flicklappen zusammen zu suchen und zu sortiren. Was ihr zu klein schien sammelte sie für den Lumpensammler in eine Kiste und die größeren Lappen band sie in ordentliche Bündelchen und legte sie auf den Schneidertisch. Die Kartoffelschalen aber nahm sie alle in ihre Schürze und trug sie zu Nachbar Schulzes, die ein kleines Schwein aufzütterten.

"Das ist brav, Zulchen," sagte Frau Schulz, als sie bei ihr anklopfte. Warte mal, Zulchen, hier habe ich eine Kleinigkeit für dich;" und

sie holte aus dem Glaschrank drei rothe Äpfel, mit denen das glückliche Zulchen froh wieder die Treppe hinauf flog. Wie lachten die beiden kleinen Schwesterchen, als nun Julie endlich ihren Schatz mit ihnen theilte, sogar über das bleiche Gesicht des Vaters schlich sich einmal wieder ein Lächeln beim Anblick ihrer Glückseligkeit.

Auch die Stühle, den Tisch, die Kisten mußte die kleine Julie allmählig so passend zu stellen, daß die Stube ordentlich noch einmal so groß aussah; und wenn ihr manchmal eine Bürste, oder ein Besen, oder ein Stückchen Seife mangelte, so war Frau Schulz, die die geschäftige Kleine immer mit Wohlgefallen in der Stille beobachtete, stets gern bereit ihr zu borgen oder in irgend einer Weise auszuweichen.

Lag Zulchen Abends in ihrem Bettchen, dann fragte sie sich jedesmal, ob wohl der Herr Jesus jetzt bald kommen würde? Freilich fielen ihr dann meist mit verdoppeltem Schmerz die Auftritte ein, die immer und immer wieder die kleine Dachstube zu einer Stätte des Haders und des Unfriedens machten, aber nur

mit wärmerer Inbrunst bat sie dann: O komm, komm Herr Jesus!

So kam der Sonntag heran. Julchen hatte am Sonnabend, als Vater und Mutter ausgegangen waren, sich daran gemacht, so gut es ging, die Fenster zu putzen und so hell wie heute war daher noch nie der liebe Sonnenschein durch die kleinen Scheiben gedrungen. Der Fußboden war auch ganz blank gefeiert und die kleinen Schwestern hatten ganz neue Sonntagschürzen vor; die hatte Frau Schulz für die beiden armen Zwillinge genäht. Die kleinen Dingerchen saßen vergnüglich auf der Erde und Julie saß auf einem kleinen Schemel vor ihnen und erklärte ihnen die Bilder in dem Buch, das sie von der Sonntagschullehrerin bekommen hatte. Ein Bild aber konnte sie nicht erklären. „Wartet einmal,“ sagte sie, und indem sie aufstand und das Bild dem Vater zeigte, fragte sie: „Was ist das wohl für ein Bild, Vater?“ —

Der Vater blickte erst gleichgültig das Bild an. Es stellte den betenden Knaben Samuel dar. Das war sein Lieblingsbild in der Mutter

Bilderbibel gewesen, und wie oft hatte er selber als Knabe so auf den Knieen gelegen.

Fort, fort mit der quälenden Erinnerung, fort mit diesem alten Buch! Er hätte sicherlich das Buch auf die Erde geschleudert oder gar zerrissen, wenn nicht — bum — bam, bum bam, in diesem Augenblick wieder die Nicolai=glocken an zu läuten gefangen hätten.

Da barg der Schneider sein Gesicht in beide Hände und fing an bitterlich zu weinen.

Der Mutter entsank bei diesem ungewohnten Anblick die Nähnadel; sie sah ihren Mann mit offenem Munde an. Julie aber brach auch in Thränen aus! „Väterchen, o Väterchen was hast du? Kann ich dir nicht helfen?“

„Laß mich,“ gab ihr der Vater zur Antwort, und nachdem er sich schnell wieder gefaßt hatte, nahm er, ganz wie am vorigen Sonntag, seinen Rock und seine Mütze und ging aus dem Zimmer.

„Ach, nun wird er sich ein Leid anthun,“ jammerte die Mutter, „und dann kann ich vollends mit euch drei verhungern.“

„Mutter,“ bat Julie, „wir wollen beten.“

„Ach, was beten. Gott hilft uns nicht, sonst wären wir nicht so in's Elend gekommen.“

Julie aber ließ sich nicht abschrecken. Sie umschlang die jammernde Mutter zärtlich und bat: Lieber Herr Jesus, wir bitten Dich, hilf uns! Amen! Da wurde die Mutter ganz still, und während sie die kleine Mittagsmahlzeit zurecht machte, mußte sie sich manchmal mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen wischen.

„Der Vater kommt!“ rief plötzlich Julie; und richtig, da war er schon wieder, und er schien ordentlich etwas verlegen, daß er diesmal ohne rohe Worte und ohne die Zeichen der Trunkenheit nach Hause kam.

Er hatte, wie am vorigen Sonntag, die innere Stimme wieder ersticken wollen. Schon hatte er auf der Schwelle des Branntweinladens gestanden, da war ihm wieder das Bild aus der Bilderbibel und zugleich die sanften Züge seiner Mutter eingefallen, und mit Entsetzen floh er den Ort, wo er nur so rohe und wüste Gesichter zu sehen gewöhnt war. Noch gingen einzelne Verspätete in die Kirche, und

wie gerne, wie gerne hätte er sich ihnen heute einmal wieder angeschlossen, aber er hatte nicht den Muth dazu. Die Klänge der Orgel tönten bis auf die Straße, das machte ihn traurig, aber auch die leeren Straßen, die geschlossenen Läden, Alles, Alles rief ihm zu: es ist Sonntag, Sonntag heute! Deshalb machte er, daß er wieder nach Hause kam.

Den Tag über war er still und scheu, als aber gegen Abend die fröhlichen Stimmen der draußen spielenden Kinder bis in die Dachwohnung drangen, da sagte er:

„Zulchen, warum spielst du nicht mit den andern Kindern?“

Zulchen wurde bei dieser freundlichen Anrede vor Freude dunkelroth.

„Ich bin ja gerne bei euch,“ sagte sie. „Wenn ich weiß, daß du und die Mutter hier oben sitzt und arbeitet, dann habe ich auch keine Freude draußen.“

Solch einen Sonntag Abend wie heute hatte die kleine Dachstube, so lange Beckers darin wohnten, wohl noch nie erlebt. Die Mutter

hatte ordentlich einmal wieder rothe Backen vor Freude.

Als aber der Mond hoch am Himmel stand, und die Anderen schon fest in ihren Betten schliefen, da wälzte sich der Vater noch immer schlaflos auf seinem Lager umher. Endlich stand er leise, leise auf; zündete die Lampe an und suchte im Zimmer, bis er Juliens Bilderbibel gefunden hatte. Dann setzte er sich an den Tisch und fing an die Bilder aufmerksam zu besehen. Das Bild von der Kreuzigung des Heilandes besah er immer und immer wieder; dann fing er an den Text dazu zu lesen. Er las und las bis ihm die Augen übergingen und er mit gefalteten Händen ausrief: „Herr Jesus, erbarme dich auch meiner!“

Was nun weiter in der Seele des armen Mannes vorging, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er fortan die Woche über still und fleißig zu Hause blieb und seine Erholung nur, in Begleitung von Frau und Kind, in den schönen Potsdamer Gärten suchte.

„Fräulein, Fräulein!“ rief Julie, als sie

am Sonnabend die Sonntagschullehrerin auf der Straße sah.

Das Fräulein sah sich um:

„Guten Tag mein liebes Zulchen, wie geht es dir?“

„O Fräulein,“ erzählte Zulchen lebhaft, „morgen darf ich wieder kommen. Sie glauben nicht, wie gut der Vater die ganze Woche über gewesen ist!“

„Wirklich?“ sagte die Lehrerin. „Wie glücklich macht mich das.“

„Ja,“ fuhr Zulchen mit gerötheten Wangen und von Bewegung gedämpfter Stimme fort, ich glaube bestimmt, das hat der Herr Jesus gethan; mir ist jetzt oft zu Muth gewesen, als wäre er bei uns in der Stube.“

O, wie waren von nun an die Sonntage in der kleinen Dachstube so schön! — Schon die ganze Woche über freute sich der Schneider auf den Klang der lieben Glocken; und wenn sie dann anstimmten „bum — bam, bum — bam!“ dann stand er schon immer fertig, mit dem Gesangbuch in der Hand und wartete auf die Mütter, sowie er es in der schönen Kind=

heit an seinem seligen Vater auch zu sehen gewöhnt war. Nach der Kirche übernahm dann wieder die Mutter die Sorge für die kleinen Zwillinge und Julchen eilte vergnügt in die Sonntagschule, aus der sie fast immer einen Schatz von schönen Geschichten, Liedern und Sprüchen für die ganze Woche mit nach Hause brachte. Am liebsten aber blieb ihr der Spruch, den sie immer wieder in ihrem Herzen wiederholte:

„Komm Herr Jesus!“



IX.

Ein Seebild.

„Ein Mann über Bord!“ Wer diesen Ruf einmal gehört hat, vergißt ihn nicht wieder. Wir waren in Gefahr: ein Squall (plötzlicher Gewittersturm) nahte in mondheller Nacht mit entsetzlicher Geschwindigkeit. In fünf Minuten mußte er über uns hereinbrechen; einen Augenblick nahm das Segelfürzen, Segeleinziehen, Raafestigen auf Befehl des Kapitäns die Mannschaft ganz in Anspruch. Da hieß es plötzlich: „ein Mann über Bord!“ Welcher Mann? Die auf dem Verdeck arbeiteten, konnten's nicht sagen. Aber auf der großen Marsraa wußte man, daß es der zweite Steuermann war, der ausgeglitten und sich nicht zu halten vermochte. „Und Herr Wheeler kann nicht besser schwimmen als ein Stein!“ sagte sein Nebenmann, als er auf die leergewordene Stelle auf dem Fußseil sich hinbewegte. „Hülfe ihm wenig,

wenn er's könnte", sagte ein anderer, „das Meer wird gleich so hoch gehen, daß Rettung nicht möglich ist.“ Die wenigen Matrosen auf dem Berdeck hatten, fast ohne ihre Aufgabe zu unterbrechen, dem Verlorenen gedient, so weit es möglich war. Fast instinkartig hatte man das Gatter des Kabinenfensters beim ersten Nothruf über Bord geworfen; was konnte es aber helfen? Das Licht im bleifarbenen Luftkreise war gerade hinreichend, eine kleine Strecke über's Schiff hinaus Gegenstände zu unterscheiden. Der Arme war nicht zu erblicken, und der Zeitpunkt war dazu angethan, auch dem Tollkühnsten den Gedanken an's Nachspringen zu vertreiben. Und doch wagte einer den Sprung, nicht vom Berdeck, sondern von der Kaa! Es war der edle Hugo, der beste von uns Seecadetten. Ich hatte ihn von Anfang an bewundert; war er doch einmal dem Schiffsjungen nachgesprungen und hatte ihn gerettet, da jeder Matrose sich vor den Haifischen fürchtete. Und dann mußte ich sehen, wie der rohe Wheeler ihm eines Tages einen derben Faustschlag versetzte, so ohne allen

Grund, daß ich ihn hätte niederschmettern können! Hugo Lawrence aber, stark, hoch gewachsen, vier Jahre älter, als ich, ließ sich's gefallen. Mir war's unbegreiflich; ich brauchte Zeit, ihn zu verstehen. Er hatte die Bibel lieb und schämte sich nicht, unter all' den Fluchern zu beten, wie er's bei seiner Mutter gelernt hatte. Alle Verfolgung hatte er nach und nach entwaffnet und überwunden; gerade darum war's, daß der zweite Steuermann ihn so bitter haßte! — Hugo stand auf der entgegengesetzten Raa, als er den Nothruf hörte. Eben hatte er sein Segel eingezogen, als er einen gurgelnden Ton unter sich hörte und etwas dunkles auf den Wellen sah. Es war der Ertrinkende, der unerklärlicher Weise unter den Kiel gerathen und auf der Backbordseite aufgetaucht war. Hülflos suchte er sich mit dem Rest von Besinnung, der ihm geblieben war, über dem Wasser zu halten. „Noch könnte er gerettet werden,“ sagte Hugo, indem er sich an der Raa aufrichtete. „Geht nicht,“ sagte der Nebenmann; „seien sie kein Narr, Ihr Leben wegzumerfen, in einer Minute haben

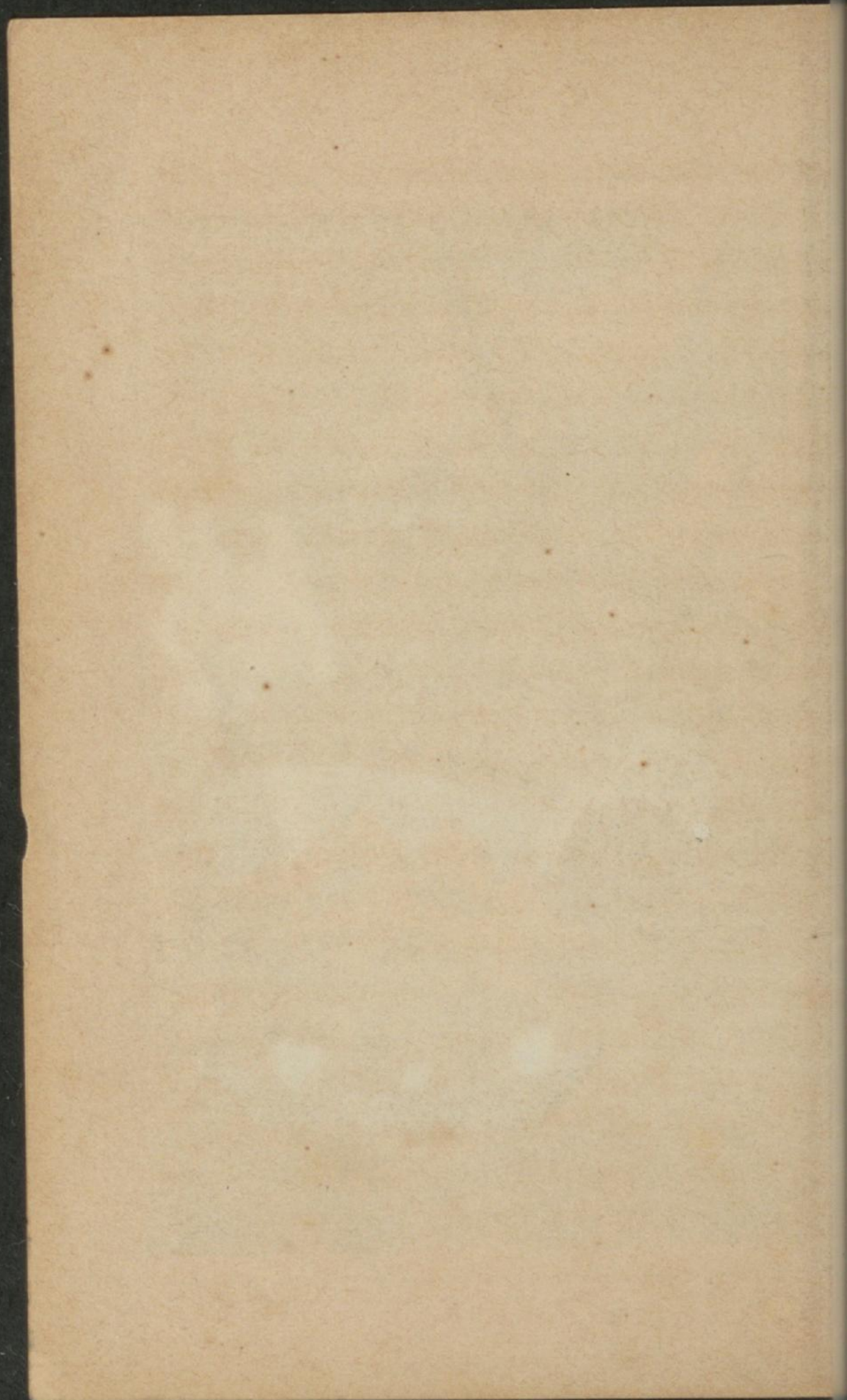
wir den Squall, und dieß ist das Letzte, was wir je von Herrn Wheeler sehen werden.“ „Von wem?“ — „Von Herrn Wheeler, er war“ — „Ben, ich wag's. Wenn ich untergehe, bitte den Kapitän, es meiner Mutter vorsichtig beizubringen.“ Ein Sturz in die See, man hörte ihn kaum. Der Squall war da, und zwar ein echter. „Nun, wir waren vorbereitet. Wie schnell hatte sich das dunkle Wölkchen in den entsetzlichsten Orkan verwandelt! Der Regen strömte in Güssen, die Blitze folgten sich in rasender Schnelle, die See war ein sprühender Schaum. Wie Weiden bogen sich die Masten vor dem Wind; auch die tapfersten Seeleute sahen mit pochendem Herzen dem fürchterlichen Kampfe zu, wie so toll die Raaen sich im Blitzlicht schlangen, wenn der Sturm, unbekümmert um's Steuerruder, das schwache Schiff rechts und links herumdrehte. Einen Augenblick hielt der Wind inne, so lebhaft auch die Blitze zuckten; da legte sich eine Hand auf meinen Arm. „Sind Sie's, Davy?“ Es war Ned Finn's Stimme. „Ja, Ned.“ „Sie sollten bei den andern Jungen

und den Passagieren drunten sein.“ „Wirklich?“ „Haben Sie denn den Befehl nicht gehört?“ „Nein, Ned.“ „Nun, jetzt ist's zu spät, die Luken sind alle geschlossen; so müssen Sie's zu Ende sehen.“ Wie geht's dabei Davy?“ „Ordentlich.“ „Keine Angst?“ „Nicht viel, Ned; nur bliebe ich gern bei Dir, wenn ich darf.“ — „Das sollen Sie; und wenn Sie über Bord gehen, gehe ich mit,“ sagte der treue Geselle, während er mich fest mit einer Hand faßte; die andere hielt ein dickes Tau. Ein Ton, wie ferner Weheruf, schlug an unsre Ohren. Auch andere hatten's, wie sie später sagten, gehört. Es schien aus der See selbst zu kommen, vielleicht auch von den Passagieren unten. Ned war anderer Ansicht. „Haben Sie das gehört, Davy?“ „Ja, Ned.“ „Was ist's denn?“ „Das wissen sie freilich nicht; ich kann aber errathen, was es bedeutet. Hab's schon früher einmal gehört. Horch! wieder!“ Ich horchte, und wieder traf mich der verflingende Klageschrei. Matrosen sind abergläubisch und Ned Finn war's auch. „Ja, Davy; da kommt noch mehr nach, und . . .“

Plötzlich fing die Windsbraut von neuem an; die Finsterniß, ausgenommen wenn die Blitze einherfuhren, wurde noch schwärzer. Mitten in dem tobenden Aufruhr ließ sich ein Krachen mehr fühlen, als hören. „Da geht die Bramstange des Besanmasts,“ sagte Ned, und ein Blitz zeigte mir den Mast, wie er im Tafelwerk hing. Wiederum dichtes Dunkel. — — Eine halbe Stunde war vergangen und die Scene hatte gewechselt. Die See war noch aufgereggt, sonst alles still. Ueber uns ein wolkenloser Sternenhimmel; der Mond warf sein Silberlicht über das Berdeck, der Wind hatte sich zu sanftem Geflüster herabgestimmt, regungslos lag das Schiff auf dem Wasser. Alles war in voller Thätigkeit; einige 20 Mann räumten oben am Besanmast auf, andere pumpen; denn trotz der Schließung der Luken hatte man tüchtig Wasser geladen, und die gewaltige Spannung der Masten mußte den Schiffskörper etwas leck gemacht haben. Verwundert sahen sich einige, der Haft entlassene Passagiere auf dem Berdeck um und staunten ob des raschen Wechsels, den sie soeben erfahren. Die

Namenliste war schnell abgelesen, denn man fragte sich, wer und wie viele im Sturm verloren gegangen sein mochten. Nur zwei wurden vermißt, Herr Wheeler und Hugo Lawrence; die Umstände ihres Unterganges wurden nun erst ermittelt und besprochen. Da erhob sich der schwache aber klare Ruf: „Ahoi, ahoi, ihr auf dem Berdeck!“ Es war dieselbe Stimme, die während des Sturmes sich hatte vernehmen lassen. „He, Ben!“ sagte einer auf dem großen Mars, „das ist doch kein Geist?“ „Ist's einer,“ war Ben's Antwort, „so ist's der des armen Lawrence, ich kenne seine Stimme aus einem Hundert.“ Schwächer wiederholte sich der Ruf; alles drängte sich an die Schiffsseiten und spähte in allen Richtungen umher. Voll schien der Mond auf die stille See; aber man entdeckte nichts. Noch einmal derselbe Schrei. Er kam entschieden vom Hintertheil des Schiffs. Wer durfte, sprang auf den Spiegel, wo schon einige Offiziere standen. Aber umsonst blieb alles suchen. Unter den Füßen der geänstigten Horcher schallte es nochmals: „Ahoi! helft! schnell!





wir — können — nicht — länger — halten.“
— Wo denn?“ — „In den Steuerketten!“
Es bedurfte keines Wortes weiter. Die Spiegelleiter wurde hinabgelassen, der Kapitain darauf, zugleich senkte sich ein Boot vom Steuerbord und fuhr unter das überhangende Hintertheil. Einige Freudenrufe und die hellen Kommandoworte des alten Kapitains Phipps, — und das Boot kehrte zurück mit dem zweiten Steuermann und Hugo Lawrence — sie wurden fast besinnungslos heraufgehißt. Wunderbar waren sie gerettet. Hugo hatte glücklich seinen Mann gefaßt, gerade als er untersinken wollte, und schwamm mit ihm zum Schiff, in der Hoffnung, man werde ihm ein Tau zuwerfen. Da brach der Squall herein und jene Aussicht schwand. Die Lage war eine verzweifelte, als plötzlich das Schiff sich umdrehte und recht eigentlich eine Handhabe für Hugo's Hand darbot, die Steuerkette. Mit übermäßiger Anstrengung half er zuerst dem Steuermann, dann sich selbst in die Ketten. Da saßen sie nun, oft untergetaucht, beständig vom blendenden Schaum bespritzt, doch einigermaßen vor

der Wuth des Sturmes gesichert. Ein Glück für sie, daß er ebenso kurzdauernd, als wuthentbrannt war. Man brachte die Beiden zu Bett, und bald waren sie wieder hergestellt. Als man den Schiffskadetten auszog, sah man einen purpurrothen Fleck auf seiner Brust: „wahrscheinlich,“ hieß es, „die Folge von Quetschung beim ersten Stoß auf's Wasser.“ Ich wußte es aber besser; denn ich hatte den Schlag fallen sehen. Niemand sonst hat je erfahren, daß der Faustschlag von dem tollen Haß des rohen Tyrannen herrührte, dessen Leben zu retten der junge Christ so bald darauf sein eignes wagte!

X.

Die Heldin.

Ein gütiger Vater las oft seinen Kindern Abends nach vollbrachter Arbeit etwas aus der Geschichte der Völker und einzelner Menschen vor. Besonders gern hörten die Knaben von solchen Männern, welche sich durch Heldenthaten und durch standhaftes Ausharren in dem, was sie für recht und heilbringend erkannten, um ihr Vaterland oder um die Menschen überhaupt, verdient gemacht hatten. „Es ist recht Schade,“ rief nach einer solchen Erzählung Wilhelm, „daß jetzt so selten Kriege um etwas recht Herrliches geführt werden; neue Welttheile gibt's auch nicht mehr zu entdecken und zu erobern, und selten kommt man gerade dazu, einmal ein Menschenleben mit eigener Gefahr zu retten; da hat man gar keine Gelegenheit, einmal auch ein Held zu werden!“ „Und nun erst wir arme Mädchen,“

sagte Julie, „wie schwer können wir uns als Heldinnen bewähren.“ „Und gerade von einer Heldin will ich Euch erzählen,“ sagte der Vater. „Von einer Heldin? O, die lebt wohl weit, weit von hier?“ „Uns gegenüber,“ antwortete der Vater, „es ist die alte Dore.“ „Die krumme Dore, unsere Flickerin?! was ist der nur Merkwürdiges begegnet?“ „Nichts auffallend Merkwürdiges; im Gegentheil, ihr Leben war sehr einfach, ich kann es Euch mit kurzen Worten erzählen. Die alte krumme Dore war einst nicht nur jung, sondern auch recht hübsch und die Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes; eine bössartige Pockenkrankheit zerstörte im achtzehnten Jahre ihr Gesicht und krümmte ihre Gestalt; fast zu derselben Zeit verlor ihr Vater sein Vermögen. Sie war verwöhnt, zu feinem Lebensgenüssen ausgebildet; was sie von Lebensglück gehofft hatte, sah sie nun zerstört. Aber sie blieb standhaft. Ihren Vater hatte das Unglück schwachsininig gemacht, sie wurde seine treue, liebevolle Pflegerin. Ihre jüngern Geschwister erzog sie gewissenhaft; sie schämte sich dabei nicht der niedrigsten Arbeiten in der

engen Wohnung, welche sie in einer kleinen Stadt bezogen, auch nähte sie nebenher für Geld so viel sie konnte. Getrennt von ihren Freunden und der Heimath, lebte sie unter fremden Menschen, nur als die arme Näherin gekannt, zwar nicht lustig und singend wie früher, doch aber heiter und geduldig. Es bot sich ihr wiederholt Gelegenheit zu einer guten Heirath, denn man lernte ihren Werth schätzen. Sie wies sie zurück. Wer hätte, wenn sie fortging, für die erst heranwachsenden Geschwister sorgen, wer die Launen des kranken, mürrischen Vaters tragen sollen? So ist sie alt geworden. Der Vater ist gestorben. Einige der Geschwister erwerben sich auch dürftig ihren Lebensunterhalt, einige sind auch todt. Eine Schwester hat ihr ein krankes Kind hinterlassen, wie Ihr wißt, ernährt sie dies und sich mit Flickarbeit, da sie zu feinerem Nähen nicht mehr sehen kann.

Liebe Kinder, ich sollte meinen, die freundliche, stille, nie klagende Dore lehrt uns, daß man auch in den einfachsten Lebensverhältnissen zum Helden werden kann." — Als Wilhelm

am andern Tage mit seinen Geschwistern und Freunden der alten Dore begegnete, zogen sie vor der alten, buckligen, pockennarbigen Frau ihre Mützen so tief und ehrerbietig ab, daß die Alte gar fürchtete, sie spotteten ihrer; als sie ihnen aber in die Augen blickte, sahen sie gar nicht nach Spott aus, sondern als ob sie etwas recht Schönes und Großes betrachteten. Die alte Dore freilich ahnte Nichts von ihrer Heldenschaft, und ging demüthig ihres Weges weiter.

